

aus  
politik  
und  
zeit  
geschichte

beilage  
zur  
wochen  
zeitung  
das parlament

Karl Robert Mandelkow  
West-östliche  
Goethe-Bilder  
Zur Klassikrezeption  
im geteilten Deutschland

Helmut L. Müller  
Vaterland versus  
Muttersprache  
Deutsche Schriftsteller  
und deutsche Nation

ISSN 0479-611 X

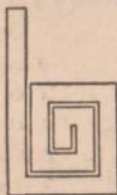
B 11/82  
20. März 1982

Karl Robert Mandelkow, Dr. phil., geb. 1926; Professor für neuere deutsche Literatur an der Universität Hamburg; 1961—1965 Dozent an der Universität Amsterdam; 1965—1970 Professor an der Universität Leiden/Niederlande; seit 1970 Professor in Hamburg; 1974 Gastprofessor in Princeton/USA.

Veröffentlichungen u. a.: Hermann Brochs Romantrilogie „Die Schlafwandler“. Gestaltung und Reflexion im modernen deutschen Roman, Heidelberg 1962, 2. Aufl. 1975; Goethes Briefe. Hamburger Ausgabe, 4 Bde, Hamburg (ab 1975: München) 1962—1967 (unter Mitarbeit von Bodo Morawe); Briefe an Goethe. Hamburger Ausgabe, 2 Bde, Hamburg (ab 1975: München) 1965—1969; Goethe im Urteil seiner Kritiker. Dokumente zur Wirkungsgeschichte Goethes in Deutschland, 3 Bde, München 1975—1979; Orpheus und Maschine, Heidelberg 1976; Goethe in Deutschland. Rezeptionsgeschichte eines Klassikers, Band 1: 1773—1918, München 1980.

Helmut L. Müller, Dr. phil., geb. 1954; Studium der Politikwissenschaft, Germanistik, Geschichte und Soziologie an der Universität München; seit 1976 Stipendiat des Instituts zur Förderung publizistischen Nachwuchses, München; freier Mitarbeiter bei Zeitungen und beim Hörfunk; wissenschaftlicher Mitarbeiter am Geschwister-Scholl-Institut der Universität München.

Veröffentlichungen: Aufsätze zum Thema Literatur und Politik in der Bundesrepublik.



Herausgegeben von der Bundeszentrale für politische Bildung,  
Berliner Freiheit 7, 5300 Bonn/Rhein.

Redaktion: Dr. Gerd Renken, Dr. Klaus Wippermann, Paul Lang,  
Holger Ehmke.

Die Vertriebsabteilung der Wochenzeitung DAS PARLAMENT, Fleischstr. 61—65, 5500 Trier, Tel. 0651/46171, nimmt entgegen

- Nachforderungen der Beilage „Aus Politik und Zeitgeschichte“;
- Abonnementsbestellungen der Wochenzeitung DAS PARLAMENT einschließlich Beilage zum Preis von DM 12,60 vierteljährlich (einschließlich DM 0,77<sup>1</sup> Mehrwertsteuer) bei Postzustellung;
- Bestellungen von Sammelmappen für die Beilage zum Preis von DM 6,50 zuzüglich Verpackungskosten, Portokosten und Mehrwertsteuer.

Die Veröffentlichungen in der Beilage „Aus Politik und Zeitgeschichte“ stellen<sup>1</sup> keine Meinungsäußerung des Herausgebers dar; sie dienen lediglich der Unterrichtung und Urteilsbildung.

## West-östliche Goethe-Bilder

## Zur Klassikrezeption im geteilten Deutschland

## I. „Goethe und kein Ende“ oder die Suche nach einer neuen Unmittelbarkeit im Umgang mit dem Dichter

In seiner unter dem provozierenden Titel „Mein Gott Goethe“ 1980 erschienenen Essay-Sammlung hat der westdeutsche Literaturwissenschaftler Leo Kreutzer die These vertreten, daß auf Goethe „in unserer Gesellschaft eigentlich niemand mehr ernsthaft Anspruch mache. „Keine Bildungsschicht mehr, die ihn unter ihrer Fuchtel hätte, zu der man sich ‚bekennen‘, mit der man sich gemein machen würde, indem man ihn sich anzueignen suchte.“ So merkwürdig das klingt“, so faßt Kreutzer seine Überlegungen zum gegenwärtigen Verhältnis der bundesrepublikanischen Gesellschaft zu Goethe zusammen: „die Luft ist rein. In dieser veränderten, freilich etwas dünnen Luft liegt Goethe auf der Straße, da kann man ihn *aufheben*. Und vielleicht wirklich gebrauchen.“<sup>1)</sup> Sieben Jahre zuvor hatte ein anderer Autor, der DDR-Schriftsteller Ulrich Plenzdorf, eine ähnliche Situation beschrieben, wenn er den Helden seines Romans „Die neuen Leiden des jungen W.“, Edgar Wibeau, Goethe auf der Straße nicht nur, sondern, symbolisch radikalisiert, „auf dem ollen Klo von Willis Laube“<sup>2)</sup> finden und aufheben läßt, das Reclamheft des „Werther“, durch das Fehlen des Titelblatts der Aura des berühmten Verfasser Namens beraubt, eine anonyme „alte Schwarte“, mit der Edgar im weiteren Verlauf der Erzählung in eine uns allen inzwischen hinreichend bekannte eigenartige und eigenwillige Kommunikation tritt. Eine, wenn man so will, west-östliche Konstellation der Goethe-rezeption der jüngsten Vergangenheit, die eine scheinbare Gemeinsamkeit bezeichnet,

deren allerdings völlig unterschiedliche, ja gegensätzliche Voraussetzungen geeignet sind, in das Thema der nachfolgenden Überlegungen einzuführen.

Goethe, von keinem mehr beansprucht oder in Dienst gestellt, auf der Straße liegend, dem freien Zugriff offen, oder der „Werther“ ohne Titelblatt auf einem Klo in einer Laubenkolonie: hinter diesen Vorstellungen steht nicht, wie man vermuten könnte, ein kulturzerstörender oder kulturnegierender Vandalismus. Viel eher ist dahinter der Wunsch nach einer neuen Unmittelbarkeit im Umgang mit einem Autor verborgen, der wie kein anderer der deutschen Literatur im Verlauf seiner über zweihundertjährigen Wirkungsgeschichte in den Dienst der unterschiedlichsten Weltanschauungen, Ideologien und ästhetischen Programme gestellt wurde und dessen Texte durch eine lange Tradition ihrer Auslegung fast verschüttet worden sind. Wo sein Name fällt — vor allem in Schule und Universität —, stellen sich berechnete Berührungsängste ein. Goethe und kein Ende — dieser Klageruf durchzieht, den Titel eines Aufsatzes des Dichters über Shakespeare assoziierend, angesichts der ins Unübersehbare ausufernden Literatur über ihn bereits das 19. Jahrhundert; er scheint auch heute noch nichts von seiner Aktualität verloren zu haben, und vor allem in einem sogenannten Goethejahr wie 1982 läßt sich in dieser Hinsicht das Schlimmste befürchten.

Angesichts einer solchen Situation, und sie ist kennzeichnend für den Umgang mit sogenannten Klassikern, hat die Feststellung: „die Luft ist rein“, auch wenn es sich um eine verdünnte handelt, etwas Befreiendes. Ist die Luft

<sup>1)</sup> Leo Kreutzer, Mein Gott Goethe. Essays, Reinbek bei Hamburg 1980, S. 153f. (dnb 136).

<sup>2)</sup> Ulrich Plenzdorf, Die neuen Leiden des jungen W., Frankfurt/M. 1973, S. 19.

jedoch tatsächlich rein, oder unbildlich gesprochen: ist Goethe aus der Umklammerung seiner unterschiedlichen Inanspruchnahmen

herausgefallen auf die Straße, wo er nun, entkleidet seines Kultwertes, als Gebrauchswert „aufgehoben“ werden kann?

## II. Das Goethejahr 1932. Der Dichter zwischen „rechter“ Vereinnahmung und „linker“ Negation

Dichtergedenkjahre fordern zum Vergleich heraus mit früheren Gedenkfesten, das Goethejahr 1982 lenkt den Blick zurück auf das Jahr 1949, hinter dem das Jahr 1932 sichtbar wird; die Eckdaten sind mehr als nur Zäsuren der Goetherezeption des letzten halben Jahrhunderts. „Soll das Goethe-Jahr 1932 gefeiert werden?“. Diese Frage stellte 1931 die „Literarische Welt“, und ihr Herausgeber, Willy Haas, hatte vorab in einem Diskussionstext eine bejahende Antwort für sich verneint. Denn: „Von Goethes Erbschaft ist heute — verschwindende Ausnahmen abgerechnet — im Leben seiner Nation nichts zu spüren.“<sup>3)</sup> Haas schlug vor, den Dichter durch Schweigen zu ehren. Es kam bekanntlich anders: Noch nie zuvor wurde so viel und so ausführlich zu Goethes Ehren gesprochen wie im März 1932, knapp zehn Monate vor der Machtergreifung Hitlers. Es war ein sehr gemischter Chor, dessen Stimmführung jedoch eindeutig auf der rechten Seite des politischen Spektrums lag. Die Gestalt Goethes wurde beschworen als die eines Statthalters einer gesetzhaft-organischen Weltanschauung, die gegen die Wissenschaftsgläubigkeit und den Technikkult der Neuen Sachlichkeit gesetzt wurde; sein dichterisches Werk wurde interpretiert als Ausdruck individueller Selbstverwirklichung, der gegen Demokratie und politische Massenbewegung ausgespielt wurde; Goethes antirevolutionären Bekenntnisse wurden zitiert als Bollwerk gegen eine vom Osten drohende revolutionäre Umgestaltung der politischen Verhältnisse.

Bereits 1921 hatte der dem George-Kreis nahestehende Literaturwissenschaftler Ernst Bertram die Gefahr bezeichnet, die der „deutschen Sendung“ Goethes aus dieser Weltgehend drohe: „Ein Jahrhundert Goethe hat nur

erst diese geistige Einheit des Volkes, im bewußten Besitz der in Denkmälern und Werken verdichteten Vergangenheit, vorbereiten helfen. Doch in einem geistigen Augenblick, da ein guter Teil lebendigster deutscher Jugend sich, unter dem betäubenden Eindruck der furchtbarsten Abdankung westlicher Kultur, der bildlosen und unbildbaren Steppengeistigkeit Moskaus verschrieben hat oder sich zu verschreiben in Gefahr ist, in einem Augenblick, da zum ersten Mal in deutscher Geschichte Rom — die goethesche Welt ‚Rom‘ — und durch Rom hindurch das hellenistische Erbe seine Macht über die Seelen deutscher Jugend zu verlieren droht, in solchem Augenblick ist Goethes bild-erzwingende, Geschichte vergegenwärtigende, plastisch zu sich selbst mahnende Augenkraft vielleicht der letzte entscheidende Damm gegen ein Hinüberbrechen der deutschen Seelenkräfte in einen innerlich grenzenlosen Osten.“<sup>4)</sup>

Die von Bertram geäußerte Befürchtung, daß ein guter Teil lebendigster deutscher Jugend sich der „Steppengeistigkeit Moskaus“ verschrieben habe und die „deutsche Sendung Goethes“ bedrohe, war so falsch nicht gewesen. Schon Expressionisten wie Carl Sternheim und Dadaisten wie Raoul Hausmann hatten gegen die mit dem Namen Goethes verbundene Kunst- und Weltauffassung protestiert, und die mit der Sowjetunion sympathisierenden linken Intellektuellen führten in der Weimarer Republik diesen Kampf weiter im Dienste einer neuen, dezidiert nichtbürgerlichen oder unbürgerlichen Kunst. „Die unbedingte Verehrung der künstlerischen Götzen, die von der bürgerlichen Wertung als Klassiker aufgestellt wurden“, heißt es 1922 in Max Hermann-Neißes Manifest „Die bürgerliche Literaturgeschichte und das Proletariat“, „be-

<sup>3)</sup> Zitiert nach: Zeitgemäßes aus der „Literarischen Welt“ von 1925—1932, hrsg. von Willy Haas, Stuttgart 1963, S. 377.

<sup>4)</sup> Ernst Bertram, Deutsche Gestalten. Fest- und Gedankreden, Leipzig o. J. [1935], S. 122.

deutet letzten Endes nichts anderes als Anerkennung der bürgerlichen Weltordnung. Denn diese Klassiker repräsentieren eine Dichtung, die im Sinne der Aufrechterhaltung und Verewigung des Unrechts schafft. Was ist der Kern des ganzen Klassikertums: das Tot-schweigen des Mißlichen, das Verklären des Bestehenden.“<sup>5)</sup>

1926 veröffentlichte Egon Erwin Kisch seine vernichtende Reportage des Goethe-Kultortes Weimar. Sie trägt den Titel „Der Naturschutzpark der Geistigkeit“, und in ihr heißt es u. a.: „Ganz Weimar ist eine zur Stadt erhobene Dichterbiographie. [...] Lächerlich, solch ein Geniekult, lächerlich, ein Leben in Spiritus zu konservieren, lächerlich, die Bewohner einer Stadt zu Mitwirkenden eines beständigen Passions-spieles zu machen.“<sup>6)</sup>

Der Theaterkritiker Herbert Jhering brachte 1929 das Schlagwort vom „Klassikertod“ in die Debatte um eine zeitgemäße Theaterpraxis, ein Schlagwort, das sich vor allem auf Goethe bezog, dessen „Überbetonung“, so Jhering, „Theater und Kritik um ein Jahrhundert“ zurückgeworfen hatte<sup>7)</sup>. Bertolt Brecht bestätigte in einem Gespräch mit dem Kritiker diese Diagnose und fügte hinzu: „Wenn sie [die Klassiker] nun gestorben sind, wann sind sie gestorben? Die Wahrheit ist: sie sind im Krieg gestorben. Sie gehören unter unsere Krieg-sopfer. Wenn es wahr ist, daß Soldaten, die in den Krieg zogen, den ‚Faust‘ im Tornister hatten —

die aus dem Krieg zurückkehrten, hatten ihn nicht mehr.“<sup>8)</sup>

Es leuchtet ein, daß aus der Gruppe dieser Intellektuellen ein positiver Beitrag zum Goethejahr 1932 nicht zu erwarten war. Sie ließen den Dichter rechts liegen, wo der Präsident der Goethe-Gesellschaft, der Berliner Literaturwissenschaftler Julius Petersen, schon bereit stand, um ihn 1933, von linken Verunglimpfungen gereinigt, den Machthabern des neuen Reiches zu Füßen zu legen. In seiner Ansprache auf der Hauptversammlung der Goethe-Gesellschaft am 9. Juni 1933 betonte Petersen, daß in einer Zeit, da ein gewaltiges Ringen um neue Daseinsformen unseres Volkes begonnen habe, die Goethe-Gesellschaft, die seit fast einem halben Jahrhundert dem Vermächtnis unseres größten Dichters, der auch der deutschesten einer gewesen sei, verehrend diene, mit den heißesten Wünschen eine Bewegung begrüße, deren großes Ziel die staatliche, sittliche und soziale Erneuerung unseres Volkes sei. Er erinnerte an den früheren Präsidenten, Professor Roethe, der so manchesmal zu Zeiten, da vielen im Lande das noch ein Ärgernis bedeutete, den Geist von Potsdam heraufbeschworen und gezeigt habe, daß er nicht im Gegensatz stünde zu dem von Weimar, daß vielmehr in der Synthese der beiden sich das deutsche Wesen vollende. Heute, da der Geist von Potsdam neu erstanden sei, sei unsere Bitte an den Genius unseres Volkes, daß der Geist von Weimar ihm zugesellt bleiben möge<sup>9)</sup>.

### III. Goetherenaissance und Goethekult in Westdeutschland nach 1945

Das Jahr der zweihundertsten Wiederkehr von Goethes Geburtstag war zugleich das Geburtsjahr zweier deutscher Staaten auf dem Boden des alten deutschen Reichsgebiets.

Wiederum stand eine Goethefeier ins Haus, wenn schon ins geteilte, und diesmal stellte, im Unterschied zu 1932, keiner die skeptische Frage, ob denn überhaupt gefeiert werden sollte. Hatte Brecht Ende der zwanziger Jahre die Behauptung aufgestellt, die Klassiker seien im Krieg gestorben, sie gehörten unter unsere Kriegsgesopfer, so waren die Überlebenden des Zweiten Weltkrieges in dieser Frage

<sup>5)</sup> Zitiert nach: Literatur im Klassenkampf. Zur proletarisch-revolutionären Literaturtheorie 1919—1923. Eine Dokumentation von Walter Fähnders und Martin Rector, München 1971, S. 71.

<sup>6)</sup> Egon Erwin Kisch, Gesammelte Werke in Einzelausgaben, hrsg. von Bodo Uhse und Gisela Kisch, Bd. 5, Berlin und Weimar 1974, S. 401 u. 403.

<sup>7)</sup> Herbert Jhering, Reinhardt, Jessner, Piscator oder Klassikertod?, Berlin 1929. Das Zitat nach: Jhering, Der Kampf ums Theater und andere Streitschriften 1918 bis 1933, Berlin (Ost) 1974, S. 313.

<sup>8)</sup> Bertolt Brecht, Schriften zum Theater I. 1918—1933, Redaktion Werner Hecht, Frankfurt/M. 1963, S. 146.

<sup>9)</sup> Jahrbuch der Goethe-Gesellschaft 19 (1933), S. 265.

grundsätzlich anderer Meinung. Ja, blickt man von heute verwundert auf die Zeugnisse der Goetherezeption nach 1945 und die Goethe-Reden und -Aufsätze von 1949 zurück, so ist man fast versucht festzustellen, daß nichts die Epoche des Faschismus und die Grauen des Zweiten Weltkriegs so siegreich überlebt habe wie die Klassiker, allen voran Goethe. An seiner Feier beteiligten sich nun auch jene, die 1932 entweder geschwiegen oder deren Stimme im Chor der rechten Mehrheit unterdrückt worden oder untergegangen war, jetzt als Vertreter und Repräsentanten eines Staates, der das klassische Erbe für sich allein beanspruchte.

Die Geschichte der Goetherezeption nach 1945 ist ein wesentliches und besonders aufschlußreiches Moment innerhalb des umfassenderen Prozesses der ideologischen und ästhetischen Selbstverständigung der Deutschen nach dem Ende der Ära des Faschismus. Lange Zeit herrschte bei uns im Westen die Vorstellung, die Zeit unmittelbar nach 1945 sei, was die Literatur und das allgemeine kulturelle Bewußtsein betrifft, eine Zeit des radikalen Neuanfangs gewesen, zu charakterisieren durch die Schlagworte „Kahlschlag“ und „Nullpunktsituation“. Wir wissen heute, daß der mit diesen Schlagworten bezeichnete Sachverhalt zwar dem Selbstverständnis vieler am sogenannten kulturellen Wiederaufbau Beteiligten entsprochen hat, daß in Wahrheit die Zäsur des Jahres 1945 jedoch in viel stärkerem Maße durch Kontinuität als durch eine zu erwartende Diskontinuität geprägt war.

Höchst aufschlußreich ist in dieser Hinsicht ein Vergleich mit der Situation nach 1918. Der Erste Weltkrieg wurde in sehr viel radikalerer Form, als dies nach 1945 der Fall gewesen ist, als eine epochale Wende im kulturellen Bewußtsein erfahren, nämlich als das Ende des bürgerlichen 19. Jahrhunderts, dessen Wertbegriffe und Wertvorstellungen einer schonungslosen Prüfung unterworfen wurden. Das allgemeine Krisenbewußtsein der zwanziger Jahre erschütterte auch den im Wilhelminischen Kaiserreich zur Denkmalspose erstarrten Klassikerkult und sorgte für die dringend notwendig gewordene Durchlüftung eines nur noch musealen Traditionsverständnisses.

Der spanische Philosoph Ortega y Gasset hat in seinem Beitrag zum Goethejahr 1932, „Um

einen Goethe von innen bittend“, diesem Krisenbewußtsein im Hinblick auf den gewandelten Umgang mit den Klassikern den vielleicht schärfsten Ausdruck verliehen: „Der Mensch war ein Tier mit Klassikern. Aber die europäische Krise, die eine Weltkrise ist, könnte geradezu als eine Krise jedes Klassizismus definiert werden.“<sup>10)</sup> Darum auch bleibt „in dem harten, anspruchsvollen, unerbittlichen Licht der gegenwärtigen Lebensnot [...] von dem Bild des Klassikers nichts übrig als ein leeres Gerede und Getue“<sup>11)</sup>. Ortega forderte von einem künftigen Goethebiographen: „Schreiben Sie einen Goethe für Ertrinkende“<sup>12)</sup>, einen Goethe, der vor dem „Gerichtshof“ von Scheiternden und Schiffbrüchigen bestehen könnte.

1945 war diese Rezeptionssituation eingetreten. Ein ganzes Volk war gescheitert, hatte Schiffbruch erlitten, und wiederum ergriff Ortega y Gasset das Wort zur Feier Goethes, diesmal auf Einladung der Freien und Hansestadt Hamburg. Er kam, wie er am Beginn seiner Festansprache berichtet, direkt aus den Vereinigten Staaten, wo in Aspen in Colorado eine internationale Goethefeier stattgefunden hatte, zu der zum ersten Mal auch wieder „die großen deutschen Gelehrten“ eingeladen waren. „Sie kamen wie Schiffbrüchige“, so heißt es dann wörtlich in Ortegas Festrede, „die auf einen Strand geworfen sind, gealtert, verwittert, verbittert, in sich selbst verschlossen wie eine belagerte Stadt, voll Mißtrauen auf ihre Umgebung. Es war für mich eine geradezu beispielhafte Erfahrung, Zeuge der Wandlung zu sein, die sich wenige Tage später in diesen Männern vollzogen hatte. Mein lieber Freund Curtius, mein lieber Freund Reinhardt, beide erschienen sie mir plötzlich wie verjüngt. Die unnatürlichen Falten waren verschwunden, auf ihren Gesichtern lag ein Lächeln, von ihrer Seele war das Mißtrauen geschwunden und sie stand offen für alles: sie waren wieder sie selbst.“<sup>13)</sup>

<sup>10)</sup> José Ortega y Gasset, Um einen Goethe von innen bittend, Stuttgart 1950, S. 8.

<sup>11)</sup> Ebd., S. 8.

<sup>12)</sup> Ebd., S. 11.

<sup>13)</sup> José Ortega y Gasset, Über einen zweihundertjährigen Goethe, in: Hamburger Akademische Rundschau 3 (1948/49), H. 8—10, S. 572—588. Das Zitat: S. 573.

In einem ausgezeichneten Aufsatz „Die Goethefeiern von 1932 und 1949“<sup>14)</sup> hat der amerikanische Germanist Rainer Nägele auf den Symptomcharakter dieses Redepassus für die westliche Goetherezeption nach 1945 hingewiesen. Goethe als das Allheilmittel, das die „unnatürlichen Falten“ auf den Gesichtern der Schiffbrüchigen wieder verschwinden machte und ihnen in einer Art Wunderkur ihre verlorene Identität zurückgab.

Warum die Falten auf den Gesichtern „unnatürliche“ gewesen waren, erfuhren die Hamburger Festgäste im weiteren Verlauf der Rede, als Ortega auf die Katastrophe der jüngsten Vergangenheit zu sprechen kam: „Und Dank sei der Katastrophe, denn wir wollen uns ja im klaren darüber sein, daß Katastrophen normale Erscheinungen der Geschichte und ein für den Ablauf des menschlichen Schicksals unentbehrliches Rädchen sind.“<sup>15)</sup> Die Deutschen sollten diese Katastrophe als etwas „Normales und in jedem Leben Vorkommendes mit Haltung“ hinnehmen<sup>16)</sup> und sich im übrigen auf Goethe besinnen, der die Bewältigung von Krisenerfahrungen in dem, was er „Entsagung“ nannte, vorbildhaft vorgelebt habe.

Erst auf dem Hintergrund eines solchen fatalen Umgangs mit der jüngsten Geschichte, der die Angesprochenen von dem Schuldzusammenhang mit ihr exkulierte und Verjüngung und wiedergewonnene Identität im Umgang mit dem Klassiker der Vergangenheit verhiß, gewinnt die Rede „Unsere Zukunft und Goethe“, die Karl Jaspers 1947 anlässlich der Verleihung des Goethe-Preises der Stadt Frankfurt gehalten hat, ein zeitpolemisches Relief. Jaspers bestritt den unbedingten Vorbildcharakter Goethes für die Gegenwart und benannte die Gefahren, die aus einem falschen Umgang mit ihm erwachsen können. Er war der erste, der innerhalb der westdeutschen Goethe-Diskussion den Blick von Goethe selbst auf die Weisen und Formen seiner bisherigen und zukünftigen „Aneignung“ lenkte: „Vor uns steht, wenn wir geistig leben werden, eine *Revolution der Goethe-Aneignung*. Der früheren Aneignung verdanken wir Außeror-

dentliches in der Bewahrung und Reinigung der Dokumente, der Sicherung der Überlieferung, der bequemen Zugänglichkeit alles dessen, was von Goethe kommt, darin ist sie vorbildlich und fortzusetzen, — aber ihre Goethebilder sind bei allem Respekt nicht zu übernehmen, und ihr Goethekult ist nicht fortzusetzen.“<sup>17)</sup>

Jaspers' Rede provozierte eine Reihe von scharfen, entrüsteten Erwiderungen, unter denen die von Ernst Robert Curtius, der nach Ortega y Gasset in Aspen/Colorado im Umgang mit Goethe sein Lächeln und seine Identität wiedergefunden hatte, die bekannteste und in ihrer Haltung einer anmaßenden Überheblichkeit wohl auch peinlichste ist<sup>18)</sup>.

Es war der in die Vereinigten Staaten emigrierte Romanist Leo Spitzer, der den unduldsamen Goethekult seines Fachkollegen in der Zeitschrift „Die Wandlung“ souverän ins Licht einer grundsätzlichen Kritik an „der Elitepolitik der konservativen deutschen Intelligenz“ rückte<sup>19)</sup>, und nicht zufällig war es ein anderer Emigrant, der nach Köln berufene Literaturwissenschaftler Richard Alewyn, der in der Einleitung zu einer Goethe-Vorlesung im Sommersemester 1949 angesichts der restaurativen Goetheeuphorie in Westdeutschland die Frage stellte: „Stehen wir vor einer anderen Massenflucht nach Weimar? Sind wir wieder auf der Suche nach einem Alibi?“<sup>20)</sup> Alewyn war es auch, der daran erinnerte: „Zwischen uns und Weimar liegt Buchenwald. Darum kommen wir nun einmal nicht herum.“<sup>21)</sup>

<sup>17)</sup> Karl Jaspers, *Rechenschaft und Ausblick*. Reden und Aufsätze, München 1951, S. 46.

<sup>18)</sup> Ernst Robert Curtius, *Goethe oder Jaspers?*, in: *Die Tat* (Zürich), 2. April 1949, nachgedruckt in: *Die Zeit*, 28. April 1949; vgl. die Erwiderung von Hans Heinrich Schaeder, Karl Jaspers und sein Kritiker, in: *Die Zeit*, 12. Mai 1949; dazu das „Schlußwort in eigener Sache“ von Curtius, Goethe, Jaspers, Curtius, in: *Die Zeit*, 2. Juni 1949.

<sup>19)</sup> Leo Spitzer, *Zum Goethekult*, in: *Die Wandlung* 4 (1949), S. 581—592.

<sup>20)</sup> Richard Alewyn, *Goethe als Alibi?*, in: *Hamburger Akademische Rundschau* 3 (1948/49), H. 8—10, S. 685—687.

<sup>21)</sup> Ebd., S. 686. Alewyns Beitrag erschien in der gleichen Goethe-Nummer der „Hamburger Akademischen Rundschau“, in der auch Ortega y Gasset's *Hamburger Festrede*, „Über einen zweihundertjährigen Goethe“ abgedruckt ist und die als Dokument eines höchst widerspruchsvollen Umgangs mit dem Klassiker Goethe jetzt wieder als (um den Rezensionsteil gekürzten) Nachdruck zugänglich ist: Joachim Heitmann Verlag, Hamburg.

<sup>14)</sup> In: Reinhold Grimm und Jost Hermand (Hrsg.), *Deutsche Feiern*, Wiesbaden 1977, S. 97—122; 176—179 (Athenaion Literaturwissenschaft, Bd. 5).

<sup>15)</sup> Ortega y Gasset, *Über einen zweihundertjährigen Goethe*, a. a. O., S. 585.

<sup>16)</sup> Ebd.

Die äußerst empfindliche Reaktion auf jede Form der Goethe-Kritik war jedoch nicht nur Ausdruck der „Elitepolitik der konservativen deutschen Intelligenz“, sie hatte noch andere, tiefere Gründe. Angesichts des totalen Bankrotts der jüngsten deutschen Geschichte war der Rückbezug und die Rückbesinnung auf Goethe der Versuch, einen durch Politik nicht pervertierten archimedischen Punkt zu finden, an dem sich das beschädigte Selbstbewußtsein der Deutschen wieder aufrichten konnte. Es war nicht das ersten Mal, daß die Deutschen aus der Not ihrer Geschichte sich auf die Tugend ihrer Klassiker beriefen, so bereits nach der gescheiterten 48er Revolution, in deren Schatten der Klassikerkult in

Deutschland seinen Anfang genommen hatte. Diese Umbesetzung eines nationalen Identifikationsobjekts, das nicht in der realen Geschichte, sondern in deren ideellen Überbau gesucht wurde, ist ein spezifisches Merkmal deutschen nationalen Legitimationsdenkens, das zu einer für dieses Volk charakteristischen Überschätzung der Rolle der Kunst und der Literatur geführt hat. Ihr entspricht eine ebenso entschiedene und übertriebene Infragestellung und Negation der eigenen kulturellen Überlieferung, die in dieser Form den benachbarten europäischen Nationen fremd ist. Diesen Sachverhalt gilt es im Auge zu behalten, wenn wir uns jetzt dem anderen, dem östlichen Lager der Goetherezeption zuwenden.

#### IV. Die marxistische Goetherezeption in der DDR

In der Besprechung einer vor kurzem in der Bundesrepublik erschienenen Literaturgeschichte, in der Goethe und die deutsche Klassik als ein Rückschritt hinter die von der Aufklärung gesetzten progressiv-emanzipatorischen Ziele und Ideen interpretiert werden, hat der Kölner Literaturwissenschaftler Walter Hinck in der „Frankfurter Allgemeinen Zeitung“ folgendes geäußert: „Wir sind in der Bundesrepublik drauf und dran, die Klassiker der deutschen Literatur an die DDR zu verlieren. Man muß es einmal so drastisch ausdrücken. Der Besucher von Weimar sieht sich umgeben von nationalen Forschungs- und Gedenkstätten. Die fast kultische Pflege des klassischen Erbes nimmt Formen einer Besitzergreifung an, die schon verdächtig sein mag — immerhin, es ist der sozialistische Staat, der zur Achtung vor der großen 'bürgerlich-humanistischen' Literatur erzieht. In der Bundesrepublik, im — vorwiegend von seinen Kritikern so genannten — bürgerlichen Staat, ist ein entweder verlegener oder saueröpfischer Umgang mit den bürgerlichen Klassikern üblich geworden.“<sup>22)</sup> Auch wenn diese Äußerung, veröffentlicht im April 1980, heute nur noch bedingt zutreffen mag, so zeichnet sie doch

sehr genau das Bild, das sich dem westdeutschen Betrachter der kulturellen und der literarischen Szene der DDR bis heute bietet. Es gehört noch immer zum festen Repertoire der Urteile über die DDR, daß dieses Land ein Hort der Bewahrung des literarischen Erbes sei. Kulturkonservatismus, Traditionalismus, Antimodernismus und ein musealer Kult der Klassiker sind die Stichworte, die bis heute die Auseinandersetzung mit der Kunst und der Literatur der DDR bestimmt haben.

Die Rückbeziehung auf Goethe und die deutsche Klassik in den deutschen Westzonen und dem westlichen Ausland stand nach 1945 unter dem Leitbegriff einer — wie das Schlagwort lautete — geistigen „Überlieferung des Abendlandes“, die — wenn schon durch den Faschismus zeitweilig pervertiert — ein Kontinuitätsbewußtsein verhieß, das, als „abendländisches“, Universalitätsanspruch hatte und einen anderen Besitztitel als den, sich ihr dienend und bewahrend anzuschließen, nicht zuließ. Diesem unteilbaren, seit der Aufklärung von der bürgerlichen Klasse in Alleinvertretung in Anspruch genommenen Traditionsverständnis widersprachen diejenigen, die in der Ostzone und der späteren DDR eine Kulturrevolution „von oben“ durchzusetzen versuchten. Dem Begriff einer unteilbaren Überlieferung setzten sie den Begriff des „Erbes“ entgegen, für den per definitionem die Unterscheidung

<sup>22)</sup> Walter Hinck, Das Verschweigen hat Methode. Vom Elend unserer Literaturgeschichte, in: Frankfurter Allgemeine Zeitung, 2. April 1980.



zwischen einem Erblasser und einem Erben konstitutiv ist<sup>23)</sup>.

Im Rahmen dieses Erbe-Modells ist der Erblasser die bürgerliche Klasse, die ihre kulturelle und materielle Erbmasse dem nach marxistischen Selbstverständnis einzig und allein rechtmäßigen Erben, der revolutionären Arbeiterklasse, hinterlassen hat. Aufgabe der Arbeiterklasse ist es, so hatte es Lenin Anfang der zwanziger Jahre in seiner Erbetheorie entwickelt, aus dieser Hinterlassenschaft die progressiven und für die Zukunft verwendbaren Teile kritisch auszusondern und in die eigene Erbeverwaltung zu nehmen. Daß gerade Goethe und der deutschen Klassik ein so bevorzugter, ja kanonischer Platz in der Erbehierarchie eingeräumt wurde, mag den überraschen, der sich an die linke Goethekritik in der Weimarer Republik erinnert.

So hat einer der einflußreichsten marxistischen Erbetheoretiker und Kulturpolitiker, der spätere Kulturminister der DDR, Johannes R. Becher, darüber berichtet, daß ihm einst Goethe der Inbegriff der deutschen Spießigkeit gewesen sei, ein Bekenntnis, das gut zum Bild des jungen expressionistischen Rebellen paßt<sup>24)</sup>. Aus dem Saulus war nun ein Paulus geworden, der wie kein anderer bis ans Ende seines Lebens nicht müde wurde, Goethe als das größte Kulturereignis pathetisch zu feiern und zu preisen. Bechers Bekenntnis stammt aus dem Jahre 1937 und steht im Zusammenhang mit den großen Erbedebatten unter den in der Volksfront zusammengeschlossenen antifaschistischen Emigranten, die zur Grundlage der späteren Erbetheorie und Erbepaxis in der DDR wurden.

Ergebnis dieser höchst kontrovers geführten Diskussionen war eine Rehabilitierung und Kanonisierung des klassischen Erbes, das polemisch gegen alle Formen des Modernismus, der Avantgarde, auch einer genuin kommunistisch-proletkulturellen Avantgarde ausge-

spielt wurde; dieses Ergebnis kam nicht ohne massive Beeinflussung durch die stalinistische Kulturpolitik am Ende der dreißiger Jahre zustande. Das im wesentlichen von Johannes R. Becher, Alfred Kurella, Alexander Abusch und Georg Lukács erarbeitete Erbekonzept wurde die Basis der vom „Kulturbund zur demokratischen Erneuerung Deutschlands“ seit August 1945 geförderten Strategie der Herstellung eines neuen kulturellen Kontinuitätsbewußtseins, das die Pflege des in Goethe und der deutschen Klassik aufgipfelnden bürgerlich-humanistischen Erbes mit der Kampfansage gegen seine bisherigen Verwalter zu verbinden suchte.

Das gesamtdeutsche Signum der west-östlichen Goethe-Bilder im Jubiläumsjahr 1949 ist geprägt durch eine auffällige Übereinstimmung im Hinblick auf die fast kultische Hochschätzung des Dichters auf beiden Seiten. Hinter dieser Fassade werden jedoch die Risse sichtbar, die nicht nur diejenigen der unterschiedlichen Fundierung des Goethekults dieses Jahres sind.

Das Goethebild in der DDR, wie es — von Modifikationen abgesehen — in den Grundzügen bis zum Ende der sechziger Jahre unangefochtene Gültigkeit gehabt hat, läßt sich vereinfachend durch drei Hauptpunkte charakterisieren:

1. Voraussetzung einer „richtigen“ Aneignung Goethes im Sinne des Marxismus-Leninismus ist die radikale Kritik seiner bisherigen bürgerlichen Rezeptionsgeschichte, die — so der allgemeine Konsens — spätestens seit der gescheiterten 48er Revolution die Geschichte eines fortschreitenden Verrats an den durch ihn und sein Werk verkörperten humanistischen Idealen gewesen ist, kulminierend im Faschismus, der die Unfähigkeit der bürgerlichen Klasse, ihr eigenes Erbe produktiv zu nutzen und zu verwalten, schlagend deutlich gemacht habe.

2. Im neuen marxistischen Goethebild erscheint der Dichter als der herausragende Exponent der aufstrebenden bürgerlichen Klasse an der Wende vom 18. zum 19. Jahrhundert. Er ist der Verbündete der Französischen Revolution und im „Vorlauf“ auch der bürgerlich-demokratischen Revolution von 1848/49. Die in seinem Werk vorhandenen Widersprüche

<sup>23)</sup> Zum Erbe-Begriff in der DDR vgl. Wolfram Schlenker, „Das „Kulturelle Erbe“ in der DDR. Gesellschaftliche Entwicklung und Kulturpolitik 1945—1965, Stuttgart 1977; Hans Kaufmann, Versuch über das Erbe. Leipzig 1980 (Reclams Universal-Bibliothek [Ost] Bd. 849).

<sup>24)</sup> Vgl. Literatur der Arbeiterklasse. Aufsätze über die Herausbildung der deutschen sozialistischen Literatur (1918—1933), Berlin und Weimar 1971, S. 659.

sind nicht einem mangelnden Vermögen oder einer Unfähigkeit des Dichters anzulasten, sondern gründen in den zurückgebliebenen politisch-ökonomischen Zuständen Deutschlands im 18. Jahrhundert, der „deutschen Misere“, wie das von Friedrich Engels entlehnte Stichwort lautet.

3. Goethes Werk, sein optimistisches Menschenbild und seine klassisch-realistische Ästhetik haben Vorbildfunktion für eine zu schaffende sozialistische Literatur. Goethe und sein Werk werden zum integralen Faktor des sogenannten sozialistischen Realismus, seit den dreißiger Jahren die offizielle Kunst doktrin in der Sowjetunion, die nun ihrerseits den Maßstab zur Bewertung des als fortschrittlich eingestuften Erbes bildete.

Dieses „östliche“ Goethebild war — um mit dem Positiven zu beginnen — von den westlichen Versuchen, sich Goethe als trostspendende Kraft individueller Erneuerung und als Helfer gegen die widrigen Beschädigungen einer chaotisch-katastrophischen Zeit anzueignen, dadurch unterschieden, daß in ihm die Erfahrungen der jüngsten Vergangenheit als politische und geschichtliche aufgehoben und mitreflektiert wurden. Von diesen Voraussetzungen her verbot sich von vornherein ein nur kontemplativ-genießender, rein ästhetischer Umgang mit dem Dichter.

Wie wenig eine solche Rezeptionshaltung im Westen auf Verständnis rechnen konnte, veranschaulicht beispielhaft die Rezension von Georg Lukács' Buch „Goethe und seine Zeit“ (1947) durch den jungen Walter Boehlich, von dem man später allerdings andere Töne hören sollte. Für Boehlich ist Lukács' Werk „trotz der angewandten Intelligenz genauso verdammenswert [...] wie ähnliche Versuche des Dritten Reiches“. Warum das so ist, wird von ihm folgendermaßen begründet: „Überall da, wo weltanschauliche Vorurteile sich auswirken, ist ein echtes aufnehmendes und genießendes Verhältnis zur Kunst nicht mehr möglich. Die Vergangenheit sinkt zum Objekt der Gegenwart herab und wird nach deren Bedürfnissen rektifiziert und purifiziert. Jede politische Veränderung, jeder Krieg, jeder verlorene Krieg vor allem zieht eine Revision des Geschichtsbildes nach sich. Es scheint einen Goethe für Demokraten, einen solchen für Imperialisten, einen für Nationalisten und noch

manchen anderen zu geben. Man entledigt sich dessen, was einem widerspricht, man deutet aktualisierend um, was man brauchen zu können glaubt, man sucht Schuldige. Und man wird sie immer finden.“<sup>25)</sup>

In diesen Sätzen wird die Notwendigkeit, Geschichte — und auch vergangene Kunst ist eine Teil geschichtlicher Erfahrung — im Lichte der Gegenwart neu sich anzueignen und zu deuten, negiert. In der Verlängerung dieser Boehlichschen Kritik an Lukács steht der Satz, mit dem Emil Staiger wenig später die Einleitung zum ersten Band seiner großen Goethedarstellung beschließt: „Gerade dann aber, ja nur dann, wenn uns die Frage: Was hat uns Goethe heute zu sagen? angesichts seiner Wirklichkeit auf den Lippen erstirbt oder sich in die angemessenere verwandelt: Wie bestehen wir heute vor ihm? — dann ist es geglückt, ihn neu zu gewinnen und so der Zeit den Dienst zu leisten, den niemand leistet, der sich von ihr die Gesetze des Denkens vorschreiben läßt.“<sup>26)</sup>

Die marxistische Position einer parteiergreifenden Inbesitznahme des literarischen Erbes der Vergangenheit war nicht nur an politische Vorentscheidungen im Sinne einer Option für die Führungsrolle des Proletariats im Klassenkampf gebunden, sondern schloß zugleich ein normatives Interpretationsraster der Rezeption mit ein, das an den Prinzipien des sozialistischen Realismus orientiert war. Dies führte zu einer konsequenten und durch kulturpolitischen Druck erzwungenen Ausblendung der gesamten ästhetischen Erfahrungen der Moderne, die mit dem Verdikt der Dekadenz belegt wurden. Für die Goethe-Interpretation bedeutet dies die folgenreiche Beschneidung der Möglichkeit von Korrespondenzerfahrungen zwischen vergangener und moderner Kunst als Quelle jeder schöpferischen Aneignung. Alle großen Leistungen der Goethe-Interpretation der Vergangenheit und der Gegenwart waren und sind solche gewesen, die die blicköffnende und erkenntnissteigernde Möglichkeit der Perspektivierung ihres Gegenstandes durch neue ästhetische Erfahrungen im Umgang mit der Avantgarde ihrer Zeit genutzt

<sup>25)</sup> In: Hamburger Akademische Rundschau 3 (1948/49), H. 8—10, S. 703 u. 700.

<sup>26)</sup> Emil Staiger, Goethe, Band 1 (1749—1786), 2. Aufl. Zürich und Freiburg im Breisgau 1957, S. 11f.

haben, so die Entdeckung der gegenklassischen Modernität des „West-östlichen Divan“ im Lichte der Lyrik der Jahrhundertwende, die Einsicht in die Symbolstruktur von „Faust II.“ im Horizont einer nicht-mimetischen, abstrakten Kunstpraxis, die Erkenntnis des komplex-kontrapunktischen Aufbaus der „Wanderjahre“ durch Rekurs auf die Revolution der Form im modernen experimentellen Roman.

Diese restriktive Einschränkung des Rezeptionshorizonts, wie sie durch die Anbindung der Goethe-Interpretation an die Norm des sozialistischen Realismus gegeben war, hat in der DDR zur Restitution eines Goethe-Bildes geführt, dessen Physiognomie in vielen Zügen die des 19. Jahrhunderts zeigt, und zwar gerade in jener Phase nach 1870, die von der marxistischen Rezeptionskritik als eine Epoche des Verfalls und des Verrats an Goethe und der Klassik denunziert worden war. Beispielhaft dafür ist die Behandlung des „Faust“, der von Beginn an im Zentrum des Goethe-Interesses und der Goethepflege in der DDR stand.

Wurden in Westdeutschland bereits unmittelbar nach 1945 Zweifel am Vorbildcharakter der Faustfigur laut, die zu einer Verlagerung des Interesses auf die Gestalt des Mephistopheles führten und in eine grundsätzliche Problematisierung des sogenannten Faustischen einmündeten<sup>27)</sup>, so wurde in der DDR Faust zur Identifikationsfigur schlechthin, zum nachahmenswerten Beispiel für den in den Begriffen Tat und Arbeit fundierten Prozeß der Menschheitsentwicklung, der in den vielzitierten Versen des sterbenden Faust am Ende der Tragödie, daß nur der „sich Freiheit wie das Leben“ verdiene, „der täglich sie erobern muß“ und der an sie sich anschließenden Vision vom „freien Volk auf freiem Grund“ aufgipfele. In unzähligen Variationen ist dieses positive, optimistische, „faustische“ Faustbild, höchste Gestaltung progressiver Bürgerlichkeit und nach marxistischer Deutung den Übergang vom bürgerlichen Kapitalismus zum Sozialismus bereits prophetisch in sich bergend, in Interpretationen, Aufführungen und dichterischen Adaptionen in der DDR bis in

<sup>27)</sup> Vgl. dazu: Hans Schwerte, Faust und das Faustische. Ein Kapitel deutscher Ideologie, Stuttgart 1962.

die Gegenwart hinein wiederholt worden<sup>28)</sup>. Hinter diesem „Faust“-Bild wird fast unverhüllt der Faust-Mythos der Wilhelminischen Ära sichtbar, der in ähnlich gründerzeitlicher Weise auf die Verherrlichung von Arbeit, Tat, Beherrschung der Natur und Menschheitsfortschritt gerichtet war.

Bertolt Brecht und der Komponist Hanns Eisler waren die ersten, die an diesem alt-neuen Faustmythos Kritik übten, Brecht in seiner Bearbeitung des Urfaust und Eisler in seinem Opernlibretto „Johann Faustus“ (beide 1952). Beide Versuche wurden von der parteioffiziellen Kritik in der DDR scharf angegriffen. „Es kann [...] keine ‚Zurücknahme‘ von Goethes Faust von ‚links‘ her geben“, stellte Alexander Abusch 1953 im Hinblick auf Eislers Opernlibretto fest. „Faust war und bleibt die große geistige Figur des einstigen bürgerlich-revolutionären Strebens zur Erkenntnis und Veränderung der Welt. Durch die humanistische Höhe, auf die Goethes geniale Dichtung sie erhob, wurde sie zu einem Gipfelpunkt der deutschen Nationalliteratur und zu einem wesentlichen Stück Geschichte des deutschen Geistes, in dem sie die Entwicklung der physischen Wesensart der Nation ausprägte.“<sup>29)</sup>

Die Unantastbarkeit des Goetheschen Erbes galt es nicht nur gegen bürgerliche Dekadenz, sondern auch gegen „linke“ Eingriffe zu schützen. Unumstritten war in der DDR bis zum Ende der sechziger Jahre für Klassikeraufführungen der produktionsästhetisch fundierte Grundsatz der Werktreue, der jeden experimentellen oder verfremdenden Umgang mit diesen Werken verbot. Diese Werktreue war allerdings orientiert an der normativen Vorentscheidung über das, was klassischer Humanismus und klassisches Menschenbild bei Goethe sein sollte. Dieser normative Begriff des Klassischen, abgeleitet aus den Begriffen Ordnung, Gesetz, Gesundheit, Normalität und transzendenzlose Diesseitigkeit schloß alle

<sup>28)</sup> Vgl. Paul Michael Lützel, Goethes „Faust“ und der Sozialismus. Zur Rezeption des klassischen Erbes in der DDR, in: Basis 5 (1975), S. 31–54; zum „Faust“-Bild im Wilhelminischen Kaiserreich vgl. Karl Robert Mandelkow, Goethe in Deutschland. Rezeptionsgeschichte eines Klassikers, Band I (1773–1918), München 1980, S. 240–261.

<sup>29)</sup> Alexander Abusch, Kulturelle Probleme des sozialistischen Humanismus. Beiträge zur deutschen Kulturpolitik 1946–1967, Berlin und Weimar 1967, S. 160.

Grenzphänomene menschlicher Existenz wie Tod, Krankheit, das Pathologische und das Irrationale aus dem Kanon des Vorbildhaften aus. Gestalten wie Werther, Tasso, Mignon und der Harfner aus „Wilhelm Meisters Lehrjahren“ und Ottilie in den „Wahlverwandtschaften“ waren nur schwer in dieses Konzept zu integrieren.

So weist Wilhelm Girnus in einem 1960 erschienenen programmatischen Aufsatz „Über Goethes Humanismus“ scharf die Zumutung zurück, Goethes Tasso als eine pathologische Figur zu interpretieren und verbindet mit dieser Zurückweisung einen Angriff auf die Psychoanalyse: „Vergessen wir jedoch nicht, daß auch in der jüngsten Zeit vielfach versucht wird, diese Herabsetzung des Menschen unter dem Schein des wissenschaftlichen Arguments zu erneuern, indem man über den Menschen den eisernen Bann ‚einer unentwurzelbaren tierischen Natur‘ verhängt. Ich meine u. a. die sogenannte Psychoanalyse, deren Dogmatik dieses Zitat entstammt. Hier wird deutlich, daß der sogenannte Modernismus ein bewußter Bruch mit unserer großen klassischen Tradition ist und im Grunde genommen eine höchst katholische, höchst mittelalterliche Lehre. [...] Es hieße Goethes Welt völlig auf den Kopf stellen, wollte man Alphons und Antonio als normale Menschen, Tasso hingegen als das pathologische Phänomen werten.“<sup>30)</sup>

Ohne auf die spezielle Problematik des Pathologischen in Goethes „Tasso“ hier eingehen zu können, die in Peter Steins Bremer „Tasso“-Inszenierung ein den „östlichen“ Verdikten entgegengesetztes „westliches“ Pendant erhalten hat, bleibt festzustellen, daß der Klassikbegriff in der DDR bis Ende der sechziger Jahre ein restauratives Bollwerk gegen jede Form des Modernismus und eines die Norm des Gesellschaftlichen verletzenden Irrationalen gewe-

sen ist. Goethe und die Klassik wurden hier benutzt, um ein vormodernes Menschenbild und eine vormoderne Ästhetik als Maßstab auch für die Gegenwart verpflichtend zu setzen. Diese konservative Indienstnahme Goethes ist ein für seine gesamte Rezeptionsgeschichte exemplarischer Vorgang.

Schon Heine hatte im Namen einer neuen, zeitzugewandten Literatur gegen die das Alte bewahrenden „Goetheaner“ seine Stimme erhoben; die Goethe-Philologen des Wilhelminischen Kaiserreichs beriefen sich in ihrem Kampf gegen den Naturalismus auf die klassische Ästhetik und Friedrich Gundolf holte in seinem 1916 erschienenen Goethe-Buch zum großen polemischen Rundschlag aus gegen den Sturm und Drang, gegen Kleist, gegen die Romantiker und gegen die Expressionisten.

Die west-östliche Rückbesinnung auf Goethe nach dem Zweiten Weltkrieg hat sich uns, trotz der Fassade einer für beide Seiten charakteristischen, fast kultischen Hochschätzung des Dichters, als ein Phänomen gezeigt, das auf höchst unterschiedlichen, ja gegensätzlichen Voraussetzungen aufruht. Der Teilung Deutschlands entspricht auch ein geteiltes Bild Goethes und der deutschen Klassik. Zwar ist die Goethe-Gesellschaft in Weimar eines der wenigen Foren geblieben, auf denen Bürger beider deutscher Staaten gemeinsam über Fragen der eigenen Literatur diskutieren. Diese erfreuliche Tatsache darf jedoch nicht darüber hinwegtäuschen, daß es unter dem Aspekt ihrer Rezeption eine Einheit der deutschen Kultur und Literatur nicht mehr gibt. Man sollte diesem Sachverhalt jedoch nicht nur in der Haltung des Bedauerns oder der Aggression begegnen, sondern ihn als Herausforderung annehmen, unsere literarische Tradition und die Beschäftigung mit ihr als Teil einer gesamtgesellschaftlichen Auseinandersetzung zu betrachten.

Unter diesem Aspekt soll zum Abschluß ein Blick auf die jüngstvergangene und die gegenwärtige Konstellation west-östlicher Goethe-Bilder geworfen werden.

<sup>30)</sup> In: Kolloquium über Probleme der Goetheforschung (31. Oktober bis 4. November 1960 in Weimar), Vorträge und Diskussionen, Weimarer Beiträge 1960, Sonderheft, S. 944f.

## V. Goethekritik in der Bundesrepublik und Revision des Klassikbildes in der DDR

Für die Bundesrepublik in der Adenauer-Ära war eine von Kritik fast unbehelligte Neuaneignung der literarischen Tradition charakteristisch, die in Goethe und der deutschen Klassik zwar ein Zentrum, aber nicht, wie in der gleichzeitigen Ulbricht-Epoche in der DDR, ihre die gesamte Erbeaneignung bestimmende Norm hatte. Die bereits kurz nach 1945 geradezu programmatisch erhobene Forderung nach einer Entpolitisierung des Umgangs mit der literarischen Überlieferung bestimmte auch weiterhin die vornehmlich ästhetisch und formalanalytisch ausgerichtete wissenschaftliche Beschäftigung mit Goethe auf der Universität und seine didaktische Vermittlung in der Schule.

Dies änderte sich erst Mitte der sechziger Jahre. Die tabuverletzende Goethe-Biographie von Richard Friedenthal (1963) setzte ein erstes Signal<sup>31)</sup>. Der Zürcher Literaturstreit um Emil Staigers Rede „Literatur und Öffentlichkeit“ im Dezember 1966 machte den Widerspruch deutlich, in den die akademische Goethepflege zur literarischen Praxis in der Bundesrepublik geraten war, die sich in zunehmendem Maße politisch artikuliert und radikalisiert hatte<sup>32)</sup>. Der im gleichen Jahr abgehaltene Germanistentag in München brachte die längst überfällige Auseinandersetzung mit der nationalistischen und faschistischen Vergangenheit einer Wissenschaft, die nicht unwesentlich dazu beigetragen hatte, Denkmuster der dreißiger Jahre ohne Bruch an die Nachkriegsgermanistik zu vermitteln<sup>33)</sup>.

Die Studentenbewegung beerbte diese kritischen Impulse und setzte Goethe und die deutsche Klassik stellvertretend für alle restaurativen Kräfte in der deutschen Literatur

<sup>31)</sup> Vgl. dazu: Goethe und die Folgen... Richard Friedenthals Buch in der Diskussion, München o. J. [1964].

<sup>32)</sup> Der Zürcher Literaturstreit ist dokumentiert in: Sprache im technischen Zeitalter 22/1967 und 26/1968.

<sup>33)</sup> Nationalismus in Germanistik und Dichtung. Dokumentation des Germanistentages in München, vom 17.—22. Oktober 1966, hrsg. von Benno von Wiese und Rudolf Henß, Berlin 1967; Germanistik — eine deutsche Wissenschaft. Beiträge von Eberhard Lämmert, Walther Killy, Karl Otto Conrady und Peter von Polenz, Frankfurt/M. 1967 (edition suhrkamp 204).

auf die Bank einer generellen Anklage gegen die bestehenden Verhältnisse in der Bundesrepublik. Die Argumente, mit denen dies geschah, stammten zu einem großen Teil aus dem Repertoire der „linken“ Klassikkritik der Weimarer Republik, die jetzt auf breiter Front aktualisiert wurde.

Gleichzeitig öffnete sich die linksbürgerliche Literaturwissenschaft der bis dahin fast ausschließlich im Modus der Abgrenzung oder der Negation behandelten marxistischen Literaturwissenschaft in der DDR, und jetzt zuerst fand das statt, was man einen kritischen Dialog zwischen beiden nennen könnte.

Hier nun geschah etwas sehr Eigenartiges, was hüben wie drüben zu Reaktionen und Revisionen führte, die bis heute die west-östliche Auseinandersetzung um Goethe und die Klassik bestimmen. Die Rezeption der marxistischen Goethedeutung konfrontierte die bilderstürmerische linke Klassikkritik der Bundesrepublik mit einer Erbekonzeption, für die Goethe noch immer eine uneingeschränkt kanonische Geltung besaß, während auf der anderen Seite der antiautoritäre Protest der westdeutschen Linken gegen etablierte Normen und Verstehensmuster das eigene traditionsfixierte Selbstverständnis in Frage stellte. Für das westdeutsche Goetheverständnis hatte dieser kritische Dialog eine wesentlich differenziertere Einschätzung der politischemanzipativen Funktion Goethes und seines Werkes zur Folge, als sie die griffige Schwarz-Weiß-Schablone der linksradikalen Kritiker bot; für das ostdeutsche Erbeverständnis war der über ihre westdeutschen Dialogpartner mitvermittelte Hinweis auf die Vorgeschichte eines marxistischen Goetheverständnisses bei den Linksintellektuellen der Weimarer Republik der Anstoß, das bisherige dogmatische Erbekonzept einer Revision zu unterziehen und damit den Weg zu öffnen für eine vom „Klassikzentrismus“<sup>34)</sup> befreite Neueinschätzung

<sup>34)</sup> Diesen Begriff benutzte der DDR-Literaturwissenschaftler Claus Träger in einem Rundtischgespräch über „Probleme der sozialistischen Rezeption des Erbes“, das von der Redaktion der „Weimarer Beiträge“ im September 1969 veranstaltet wurde; vgl. Weimarer Beiträge 2/1970, S. 46.

von literarischen Traditionen, die unter Berufung auf die klassische Norm über zwanzig Jahre lang unterdrückt oder verdrängt gewesen waren.

Dieser Paradigmawechsel, der sich gleichzeitig mit der Ablösung des Ulbricht-Regimes durch die Honecker-Ära vollzog, hat weitreichende Folgen für das literarische Traditionsverständnis in der DDR gehabt. Erst die Relativierung und der Abbau eines zur Norm und zum Kanon erhobenen Goethe- und Klassikbildes ermöglichte die Wiederentdeckung der Romantik, die Neubewertung von Autoren wie Kleist, E. T. A. Hoffmann und Jean Paul, die vorsichtige Annäherung an die avantgardistische Moderne.

Kein Ausspruch Goethes hatte das normative Goethebild in der DDR bislang so bestimmt wie die von Eckermann am 2. April 1829 aufgezeichnete Bemerkung des Dichters: „Das Klassische nenne ich das Gesunde, und das Romantische das Kranke.“ Das Gesunde stand in dieser Inanspruchnahme für das Normale, für das mit intakter Gesellschaftlichkeit Identische, für das Optimistische und das Fortschrittliche; das Kranke für das Dekadente, für das gesellschaftliche Außenseitertum, für die Leistungsverweigerung, für das Deformierte, das Abseitige und das Normverletzende. Goethes vielzitierte Ablehnung des das Normale „krankhaft“ überschreitenden Werks Heinrichs von Kleist wurde zum Index der Beurteilung des Verhältnisses von sozialistischer und bürgerlich-romantisch-dekadenter Literatur, ein Deutungsmodell, gegen das schon die junge Anna Seghers in ihrem bekannten Briefwechsel mit Georg Lukács aus dem Jahre 1938 protestiert hatte.

Jetzt erfuhr in der DDR nicht nur der „kranke“ Kleist seine Rehabilitation, so bei Günter Kunert und bei Christa Wolf<sup>35</sup>), die Goetherezeption selbst richtete sich auf jene Werke des Dichters, die dem verordneten Klassikmodell am wenigsten entsprachen — so auf die von Pathologie nicht freie Leidensgeschichte Werthers, die in Plenzdorfs „Die neuen Leiden des jungen W.“ eine Aktualisierung und Mo-

<sup>35</sup>) Vgl. Günter Kunerts 1975 geschriebenes „Pamphlet für K“ (Sinn und Form 30, 1978, H. 5, S. 1091—1097) und Christa Wolfs Erzählung „Kein Ort. Nirgends“ (Berlin und Weimar 1979, Lizenzausgabe: Darmstadt und Neuwied 1979).

dernisierung erfuhr, die erst auf der Folie des parteioffiziellen Erbeverständnisses ihre systemsprengende Funktion offenbart. Es ist kein Zufall, daß im Erscheinungsjahr von Plenzdorfs Werk in der führenden Literaturzeitschrift der DDR, in „Sinn und Form“, eine mit polemischer Verve ausgetragene Klassikdebatte stattfand, die am Beginn eines neuen, dynamischen und flexiblen Erbekonzepts steht<sup>36</sup>).

„Unruhe um einen Klassiker“: unter diesem Titel erschien 1978 im Mitteldeutschen Verlag Halle-Leipzig eine Broschüre des in Weimar tätigen DDR-Germanisten Bernd Leistner. Der Verfasser analysiert in ihr den „Goethe-Bezug in der neueren DDR-Literatur“ (so der Untertitel), und er kann nachweisen, in wie starkem Maße die Auseinandersetzung mit Goethe die gegenwärtige literarische Praxis in der DDR bestimmt, und zwar in jüngerer Zeit zunehmend in der Form des Gegenentwurfs, der Kontraktur und des polemischen Kontrapunkts. Eine vergleichbare Untersuchung für die Literatur der Bundesrepublik existiert nicht, und vielleicht ist dies kein Zufall. Es würde sich lohnen, einmal darüber nachzudenken, warum — von Ausnahmen wie Peter Handke, Martin Walser und einigen wenigen anderen abgesehen — Goethe für die Literatur hierzulande kein Bezugspunkt gewesen ist, sei es in affirmativer oder in polemischer Hinsicht. Allerdings wird man in beiden deutschen Literaturen vergeblich nach Werken wie „Lotte in Weimar“ und „Doktor Faustus“ suchen. Die Zeit einer derartigen epocheprägenden Repräsentanz Goethes, wie sie als letzter Thomas Mann mit gesamtdeutscher Zustimmung vorgelebt hat, scheint endgültig vorbei zu sein.

<sup>36</sup>) Neben den Texten zur Plenzdorf-Debatte enthält der Jahrgang 1973 von „Sinn und Form“ folgende wichtige Beiträge zur Erbe- und Klassikdiskussion: Werner Mittenzwei, Brecht und die Probleme der deutschen Klassik, S. 135—168; Helmut Holtzhauer, Von Sieben, die auszogen, die Klassik zu erlegen, S. 169—188; Wolfgang Harich, Der entlaufene Dingo, das vergessene Floß. Aus Anlaß der „Macbeth“-Bearbeitung von Heiner Müller, S. 189—218; Hans-Heinrich Reuter, Die deutsche Klassik und das Problem Brecht. Zwanzig Sätze der Entgegnung auf Werner Mittenzwei, S. 809—824; Hans-Dietrich Dahnke, Sozialismus und deutsche Klassik, S. 1083—1107. Die gesamte Klassik-Debatte, erweitert um neue Texte, ist jetzt abgedruckt in: Wer war Brecht? Wandlung und Entwicklung der Ansichten über Brecht, hrsg. von Werner Mittenzwei, Berlin (Ost) 1977, S. 483—731; auch als Lizenzausgabe: Berlin (West).

## VI. Die gegenwärtige Konstellation west-östlicher Goethe-Bilder

„Unruhe um einen Klassiker“: Auch im Westen, auch in der Bundesrepublik hat es diese Unruhe gegeben, und viele Goethefreunde hierzulande haben dies mit Kopfschütteln und Besorgnis registriert. Sie erscheint im Rückblick als die notwendige Reaktion auf einen allzu selbstgewissen und selbstsicheren Umgang mit einem Autor, dessen überzeitliche Geltung und dessen übergeschichtlicher Anspruch aus dem Spannungsfeld politischer und gesellschaftlicher Auseinandersetzungen herausgenommen und der einer Legimitation vor dem Forum sich wandelnder Gegenwartsinteressen nicht zu bedürfen schien.

Die westdeutsche Goethe- und Klassikkritik an der Wende der sechziger zu den siebziger Jahren war der nachgeholte, um zwei Jahrzehnte verspätete Versuch, die 1945 weithin ohne Bruch vollzogene Integration Goethes ins Bewußtsein der Nachkriegsdeutschen einer kritischen Infragestellung zu unterwerfen. Auch wenn diese Kritik nicht zu der von Karl Jaspers seinerzeit geforderten „Revolution der Goethe-Aneignung“ geführt hat, so wurde sie doch zum Auslöser einer Revision der bis dahin weithin unangefochten geltenden Adaptionsformen. Hinter der vermeintlichen Nähe zu ihm und der Illusion einer noch immer intakten ideellen Gleichzeitigkeit mit seinem Werk wurde die sich jedem unmittelbaren Zugriff verweigernde Fremdheit Goethes sichtbar, der gegenüber die eingeschliffenen Deutungsmuster ins Leere griffen.

Die zahlreichen überanstrengten Versuche — vor allem auf der Bühne —, den Dichter im Lichte gegenwärtiger Interessen und Fragestellungen zu aktualisieren, waren ebenso wichtige und ehrliche wie vielfach zugleich hilflose Manifestationen der Kluft, die unsere bundesrepublikanische Gegenwart von Goethe trennt. Jede produktive Neuaneignung des Dichters sollte sich diesem Faktum stellen und sich nicht vorschnell von dem Bedürfnis leiten lassen, diese Fremdheit durch falsche, weil durch keine Erfahrungskorrespondenz mehr gedeckte Anbiederung oder Popularisierung überspielen zu wollen. So hat die westdeutsche Goetheforschung seit geraumer Zeit bereits die Möglichkeiten, die ein in die Di-

stanz der Fremdheit gerücktes Bild ihres Gegenstandes bietet, in produktiver Weise genutzt und in exemplarischen Beispielen den Weg zu einem neuen Goethebild gewiesen, das Walter Benjamins Verdikt über die sogenannten „Kulturgüter“ in sich aufgenommen und verarbeitet hat. Und wie nach dem Benjamin der „Geschichtsphilosophischen Thesen“ das Kulturgut nicht frei ist von Barbarei, „so ist [es] auch der Prozeß der Überlieferung nicht, in der es von dem einen an den andern gefallen ist“<sup>37)</sup>.

Die moderne Rezeptionsforschung hat sich diese fundamentale Einsicht zu eigen gemacht. Für sie gibt es die Trennung zwischen einem „Goethe an sich“ und der Geschichte seiner bisherigen Rezeption nicht. Die Gebrauchsspuren, die diese Rezeptionsgeschichte in dem Bild des überlieferten Werkes und seines Schöpfers hinterlassen haben, sind die untilgbaren Zeichen seines dem Vergessen entrissenen Überdauerns in der Zeit. In dieser Betrachtungsperspektive schließt jede gegenwärtige Rezeption Goethes die Auseinandersetzung mit dem Prozeß seiner bisherigen Überlieferung ein.

Nord und West und Süd zersplittern,  
Throne bersten, Reiche zittern,  
Flüchte du, im reinen Osten  
Patricharchenluft zu kosten,  
Unter Lieben, Trinken, Singen  
Soll dich Chisers Quell verjüngen.

So lautet bekanntlich die erste Strophe des Eingangsgedichts zu Goethes „Westöstlichem Diwan“, und man könnte versucht sein, im Hinblick auf den Gegenstand der hier angebotenen Betrachtungen die vier ersten Zeilen umzuformulieren:

Nord und West und Süd zersplittern,  
Throne bersten, Reiche zittern  
Flüchte du, im reinen Goethe  
Dichtungsluft zu kosten, ....

So wenig sich die beiden letzten Zeilen in der Umformulierung reimen, so ungereimt im übertragenen Sinne wäre eine solche Flucht

<sup>37)</sup> Walter Benjamin, *Gesammelte Schriften* I, 2., hrsg. von R. Tiedemann und H. Schweppenhäuser, Frankfurt/M. 1974, S. 696.

aus den west-östlichen Problemen der Gegenwart zu einem „reinen“ Goethe, einem Goethe, der noch unbefleckt wäre von allen Gebrauchsspuren, die die Geschichte seiner Rezeption ihm und seinem Werk bis heute aufgeprägt hat.

Hinter der eingangs zitierten Diagnose Leo Kreutzers, Goethe sei in unserer Gesellschaft aus allen ideologischen Inanspruchnahmen herausgefallen und liege auf der Straße, wo man ihn „aufheben“ und endlich gebrauchen könne, steht der wohl berechtigte Wunsch, jeden angemäßen Besitztitel auf den Dichter zu tilgen und ihn gewissermaßen gegen den Strich seiner bisherigen Verwertungsgeschichte neu zu entdecken. Dennoch wäre es eine Illusion, anzunehmen, wir könnten uns ohne weiteres aus dieser Verwertungsgeschichte herauskatapultieren in den Stand ei-

ner neuen Unmittelbarkeit im Verhältnis zu einem Autor, der wie kein anderer unsere ideale Geschichte bestimmt und geprägt hat.

Goethe und die Deutschen: diese Konstellation kennzeichnet nicht nur das Verhältnis einzelner individueller Leser zu einem Dichter der Vergangenheit, sondern die kollektive Geschichte einer Nation auf der Suche nach ihrer kulturellen Identität. Daß diese Geschichte heute die eines in Ost und West geteilten Bildes ist, sollte nicht durch einen privatistischen Rückzug in eine neue Innerlichkeit unterlaufen werden. Sie sollte vielmehr als Herausforderung begriffen werden, den Umgang mit den sogenannten Klassikern produktiv zu vermitteln mit den politischen und gesellschaftlichen Erfahrungen einer unverzöhnten und konfliktbehafteten Wirklichkeit.



# Vaterland versus Muttersprache

## Deutsche Schriftsteller und deutsche Nation

### Vorbemerkung

Die deutsche Frage war 1981 ein Hauptthema der publizistischen Auseinandersetzung. Zwei Jahrestage lieferten den politischen Kommentatoren reichlich Stoff: vor zwanzig Jahren besiegelte der Mauerbau die deutsche Teilung; vor zehn Jahren entschärfte das Vier-Mächte-Abkommen die gespannte Lage in Berlin. Die neue Diskussion über Deutschland hatte freilich schon zu Beginn des Jahres Günter Gaus bei seinem Abschied als Ständiger Vertreter der Bundesrepublik Deutschland in der DDR entfacht. Gaus gab zu bedenken, wir müßten „möglicherweise sogar darauf verzichten, den Begriff der Nation weiter zu verwenden“<sup>1)</sup>. Für das Gros der Politiker in der Bundesrepublik war Gaus damit vom Pfad der Tugend in der Deutschland-Politik abgewichen. Denn die Idee der „Einheit der deutschen Nation“ ist nach wie vor ein Axiom der westdeutschen Politik gegenüber der DDR.

Indem der Politiker Günter Gaus die Kategorie der Nation zur Disposition stellte, brachte er sich aber auch in Gegensatz zu den Schriftstellern in der Bundesrepublik und in der DDR. Die deutsche Literatur hat nämlich in den vergangenen Jahren deutsch-deutsche Gemeinsamkeiten entdeckt, sie insistiert wieder auf dem Begriff „Deutschland“. Bei einer Diskussion 1979 in München wurde der Schriftsteller Günter Grass gefragt, warum er denn die Bundesrepublik immer als „dieses Land“ bezeichne und nicht als „unser Land“. Daran zeige sich doch, daß er seine Distanz zur Bundesrepublik betonen wolle. Günter Grass antwortete bündig: „Wenn ich unser Land sage, meine ich Deutschland.“ Weder die Bundesrepublik noch die DDR könnten Anspruch darauf erheben, mit Deutschland identisch zu sein. Weder hüben noch drüben sei den Politi-

kern daran gelegen, sich bewußt zu machen, daß Deutschland weiterexistiere, daß seiner politischen Teilung die stärkere Klammer der gemeinsamen Sprache und nicht zuletzt der in ihr geschriebenen Literatur entgegenwirke<sup>2)</sup>.

Günter Grass artikuliert hier stellvertretend die Überzeugung vieler Schriftsteller, daß die deutsche Nation sich nur noch kulturell definieren lasse. Die Literatur allein führt in ihren Augen vor, was beiden Deutschland heute noch gemeinsam ist. Diese Vorstellung akzentuiert das Nationsverständnis der meisten Autoren: das „Vaterland“, d. h. die politische Nation, spielt nicht länger die bewußtseinsprägende Rolle; die „Muttersprache“, d. h. die Kultur- und Sprachnation, ist an seine Stelle getreten<sup>3)</sup>. Während vor allem Politiker der CDU/CSU nach wie vor den Titel der „Wiedervereinigung“ einklagen, bestimmt bei den Literaten der alte Begriff der „Kulturnation“ zunehmend die Debatte über Deutschland. Viele Schriftsteller sehen in der Vorstellung von „zwei deutschen Staaten einer Kulturnation“ die letzte Klammer für die Deutschen in Ost und West.

Tatsächlich zeigt ein Überblick über die Entwicklung seit 1945, daß gerade die deutschen Schriftsteller stets darauf bedacht waren, die beiden Teile der deutschen Nation zusammenzuhalten und zusammenzubringen. Ein solcher Überblick liefert Belege für die Behauptung von Günter Grass, „es hätten sich die deutschen Schriftsteller, im Gegensatz zu ihren separatistischen Landesherren, als die bes-

<sup>2)</sup> Süddeutsche Zeitung vom 30. 5. 1979, S. 11.

<sup>3)</sup> Vgl. den bezeichnenden Titel einer neueren Textsammlung zum Thema Literatur und Politik: Klaus Wagenbach, Winfried Stephan, Michael Krüger (Hrsg.), Vaterland, Muttersprache. Deutsche Schriftsteller und ihr Staat von 1945 bis heute, Berlin 1979.

<sup>1)</sup> Die Zeit vom 30. 1. 1981, S. 3.

seren Patrioten bewiesen<sup>4)</sup>. Der folgende Beitrag skizziert zunächst die historischen Grundlagen für das Verhältnis zwischen den deutschen Schriftstellern und der deutschen

Nation; er untersucht dann anhand typischer Beispiele das Nationsverständnis der deutschen Schriftsteller im Kontext der politischen Ereignisse seit 1945.

## I. Die Kulturnation — eine Utopie des 19. Jahrhunderts

Schon um die Wende vom 18. zum 19. Jahrhundert war „Deutschland“ ein dominantes Thema in der deutschen Literatur. In seinem Fragment „Deutsche Größe“ notierte Friedrich Schiller: „Deutsches Reich und Deutsche Nation sind zweierlei Dinge“<sup>5)</sup>. Schiller verlieh hier seiner Überzeugung Ausdruck, daß die Größe der deutschen Nation nicht von ihrem politischen Schicksal abhängig sei. Er kontrastierte die Blüte der deutschen Kultur um 1800 mit der politischen Ohnmacht des Reiches. Der Ausdruck „deutsche Nation“ meinte bei Schiller keine staatlich-politische Einheit, sondern eine kulturelle Willensgemeinschaft. Da es Deutschland an der politischen Einheit mangelte, bestimmten zunächst kulturelle Elemente das aufkeimende deutsche Nationalgefühl. Aus der gemeinsamen Sprache, Dichtung und Geschichte wurde der Begriff der einheitlichen deutschen Kulturnation entwickelt.

Der historische Begriff der Kulturnation bezeichnete die Utopie der Autoren im 19. Jahrhundert, eine deutsche Nation voluntaristisch durch Kultur und Sprache zu begründen, weil sie als politische Größe nicht existent war. Die Autoren wurden von der Vorstellung geleitet, die nationale Einheit im Geist zu schaffen, da die Politik ihnen nicht folgen wollte. Die deutsche Nation war in ihren Augen vor allem das Werk der Dichter und Denker.

In den Freiheitskriegen gegen Napoleon schlug das kulturelle Deutschlandbewußtsein in ein politisches um. Die Idee der Einheit verband sich nun mit der Idee der Freiheit. Die Freiheitsforderung war allerdings im wesentlichen nach außen, gegen Napoleon, gerichtet. In dieser Abwehrhaltung gegen fremde Herrschaft lag auch die Gefahr einer Übersteige-

rung des gerade erwachten Nationalgefühls. Die großen deutschen Klassiker wie Goethe, Schiller, Wieland, Herder verstanden sich noch ganz als Weltbürger. In Fichtes „Reden an die deutsche Nation“ kam dagegen eine neue Orientierung an der Idee der Nation zum Ausdruck. Bei Ernst Moritz Arndt wurden Töne nationaler Selbstüberhebung laut. Deutschland erschien in seinen Schriften als das „Herzstück Europas“, die Deutschen figurierten bei ihm als die „Stammväter“ aller Völker Europas. Der Gedanke vom besonderen Kulturberuf der Deutschen, der sich vom weltbürgerlichen Universalismus trennte und in einen nationalistischen Messianismus ausartete, hatte vor allem nach 1848 Folgen („Am deutschen Wesen soll die Welt genesen“). Der Umschlag vom Weltbürgertum zum Nationalismus begründete wesentlich den „Sonderweg“ des deutschen Geistes, der seine Identität in bewußter Abhebung von den westlichen Traditionen auszubilden versuchte<sup>6)</sup>. Deutsche Schriftsteller und Intellektuelle traten als Apologeten der deutschen Sonderentwicklung auf. Sie stimmten der These von der besonderen Sendung Deutschlands am Anfang des Ersten Weltkriegs emphatisch zu. Meinecke wie Troeltsch, Scheler wie Thomas Mann begriffen die „Ideen von 1914“ als ideologischen Gegenpol zu den westlichen „Ideen von 1789“<sup>7)</sup>.

Viele Schriftsteller litten aber an den deutschen Verhältnissen, an der Stagnation und Restauration im Bereich von Staat und Politik. Der Gedanke einer Kultur- und Sprachnation, welche die Staatsnation überschreitet, bildete

<sup>4)</sup> Günter Grass, *Kopfgeburten oder Die Deutschen sterben aus*, Darmstadt/Neuwied 1980<sup>2</sup>, S. 18.

<sup>5)</sup> Friedrich Schiller, *Sämtliche Werke*, Bd. 1, hrsg. von Gerhard Fricke und Herbert G. Göpfert, München 1973, S. 473.

<sup>6)</sup> Vgl. zur jüngsten Debatte über Deutschlands Sonderentwicklung: Kurt Sontheimer, *Deutschlands historischer Sonderweg. Über Diskontinuitäten in der deutschen Geschichte*, in: *Süddeutsche Zeitung* vom 30./31. 5. 1981, S. 106.

<sup>7)</sup> Vgl. Hermann Lübbe, *Die philosophischen Ideen von 1914*, in: *Politische Philosophie in Deutschland*, München 1974, S. 171—235.

für die Literaten im 19. Jahrhundert den Kontrast zur tatsächlichen politischen Ordnung in Deutschland. Die Autoren umschrieben den Zustand der Zersplitterung Deutschlands mit

dem Vokabular der politischen „Zerrissenheit“. Aber dieser Topos war immer auch Symptom einer tieferen Spaltung zwischen Geist und Gesellschaft in Deutschland<sup>8)</sup>.

## II. Die Divergenz zwischen Geist und Macht

In seinem Xenion mit dem Titel „Das Deutsche Reich“ formulierte Friedrich Schiller im Jahre 1797: „Deutschland? aber wo liegt es? Ich weiß das Land nicht zu finden./ Wo das gelehrte beginnt, hört das politische auf.“<sup>9)</sup> Schiller trennte hier das kulturelle und das politische Deutschland. Er konstatierte die Kluft zwischen der deutschen Gesellschaft und ihren wichtigsten geistigen Repräsentanten. Die idealistische Dichtungstradition spiegelte schon die Spaltung von Geist und Macht, von Kunst und Leben, von Kulturgeschichte und Sozialgeschichte<sup>10)</sup>. Diese Konstellation bestimmte fortan das Verhältnis zwischen den deutschen Schriftstellern und ihrem Land.

Während in Frankreich Geist und Macht immer wieder eine enge Verbindung eingingen, blieben die deutschen Schriftsteller politisch isoliert und ohne Einfluß in der Gesellschaft. In Frankreich war der Schriftsteller nach den Worten von Robert Minder in weit größerem Ausmaß „citoyen“, eingebürgert, anerkannt als Sprecher im sozialen Raum. In Deutschland dagegen zog sich die Literatur — bis auf wenige Ausnahmen — in ein „inneres Reich“ der Gemütspflege und des schönen Scheins zurück. Die Schriftsteller waren nicht in die Gesellschaft integriert; sie fanden kaum öffentliche Beachtung<sup>11)</sup>. Im ganzen 19. und noch im 20. Jahrhundert galt das Lob dem unpolitischen Autor<sup>12)</sup>.

<sup>8)</sup> Wolfgang Frühwald, „Ruhe und Ordnung“. Literatursprache — Sprache der politischen Werbung, München/Wien 1976, S. 158f.

<sup>9)</sup> Friedrich Schiller, Gedichte und Balladen, München 1961, S. 193.

<sup>10)</sup> Friedrich Sengle, Die deutsche Literatur des 19. Jahrhunderts, gesellschaftsgeschichtlich gesehen, in: Literatur — Sprache — Gesellschaft, München 1969, S. 81.

<sup>11)</sup> Robert Minder, Deutsche und französische Literatur — inneres Reich und Einbürgerung des Dichters, in: Kultur und Literatur in Deutschland und Frankreich, Frankfurt 1962, S. 5—43.

<sup>12)</sup> Vgl. Hans Mayer, Leiden an Deutschland. Die deutschen Schriftsteller und ihre Gesellschaft, in: Frankfurter Hefte, 1978, H. 3, S. 49—59.

Die Reichsgründung von 1871 konnte den tiefen Zwiespalt zwischen Intelligenz und Macht in Deutschland nicht beseitigen. Die deutschen Autoren mußten feststellen, daß ihre Idee einer deutschen Einheit keineswegs durch Kultur und Sprache verwirklicht wurde. Das Deutsche Reich wurde vielmehr, nach einem Wort Bismarcks, durch „Eisen und Blut“ geschmiedet. Deutschland war eine „verspätete Nation“ (Helmuth Plessner) in doppelter Hinsicht: Seine Nationwerdung vollzog sich im Rahmen der „kleindeutschen“ Lösung nicht nur später als bei den europäischen Nachbarvölkern, sondern zudem unter dem Vorzeichen eines konstitutionellen Obrigkeitsstaates. Das Deutsche Reich blieb ein Staat ohne Staatsidee<sup>13)</sup>, ein Staat mit einem demokratischen Defizit.

Die demokratisch gesonnenen Schriftsteller gerieten im Bismarck-Reich in Gegensatz zur Nation. Die Idee einer Kultur- und Sprachnation, die eine grundsätzliche Spannung zwischen Geist und Gesellschaft in Deutschland reflektierte, führte in wilhelminischer Zeit zur Vorstellung eines „anderen Deutschland“: Dem von Staat und Politik repräsentierten Deutschland, das der „Macht“ verfallen war und das den „Geist“ ausgetrieben hatte, wurde ein anderes, humanes, die Kulturtradition repräsentierendes Deutschland gegenübergestellt. Diese Vorstellung bestimmte noch in der Zeit der nationalsozialistischen Herrschaft und des Exils der deutschen Literatur die Diskussion der Autoren.

Während Thomas Mann in den „Betrachtungen eines Unpolitischen“ (1918) einer Abkapselung der Kultur von der Politik das Wort redete und politisch für den deutschen Obrigkeitsstaat optierte („machtgeschützte Inner-

<sup>13)</sup> Vgl. Helmuth Plessner, Die verspätete Nation. Über die politische Verführbarkeit des bürgerlichen Geistes, Stuttgart 1959.

lichkeit“), intendierte Heinrich Mann eine Verbindung zwischen literarischer und politischer Praxis und unterzog in seinem Roman „Der Untertan“ die Machtverhältnisse unter Kaiser Wilhelm II. einer scharfen und schonungslosen Kritik. Das Politikverständnis des Schriftstellers Heinrich Mann war geprägt von einer strengen Antinomie von Geist und Macht. Der Autor ging von einem schroffen Gegensatz zwischen den zwei Welten aus. Nach seiner Darstellung sind die beiden Sphären ihrem Wesen nach verschieden: Der Bereich der Macht erscheint als das Dunkle, Verdorbene, Böse; der Sektor des Geistes ist das Klare, Helle, Sittliche. Der Dualismus von Geist und Macht wird bei Heinrich Mann dadurch aufgehoben, daß dem Geist die Priorität zugedacht wird. Der Geist soll die Macht durchdringen, ja er soll selbst zur Tat werden. Der Schriftsteller als Sprachrohr des Geistes, der Vernunft macht sich nach der Vorstellung von Heinrich Mann zum Anwalt der Demokratie, des Volkes gegenüber den Herrschenden<sup>14)</sup>.

Als Symbiose von Geist und Macht, von Ethik und Politik figuriert bei Heinrich Mann beispielsweise Kurt Eisner, der Wortführer der bayerischen Revolution von 1918. Der Umsturz am Ende des Ersten Weltkriegs fand den Beifall der deutschen Intelligenz. Mehr noch: In Bayern führte die gemeinsame politische Aktion deutscher Schriftsteller erstmals in der deutschen Geschichte zur Gründung eines revolutionären Staates. Die Autoren Eisner, Landauer, Mühsam und Toller waren die politischen Führer der in München proklamierten Republik. Diese Dichter-Politiker glaubten, durch die Revolution die Kluft zwischen Gedanken und Tat geschlossen zu haben. Die „anarchistische“ Dichterrepublik freilich scheiterte, und der politische Elan der Autoren schlug alsbald in literarische Aktivität um. Bei den deutschen Schriftstellern begannen die Klagen um die „verlorene Revolution“<sup>15)</sup>.

Die Hoffnungen vieler Schriftsteller und Intellektueller auf eine unbürgerliche Republik

<sup>14)</sup> Vgl. vor allem Heinrich Manns Essays „Geist und Tat“ und „Dichtkunst und Politik“.

<sup>15)</sup> Näheres dazu bei: Wolfgang Frühwald, Kunst als Tat und Leben. Über den Anteil deutscher Schriftsteller an der Revolution in München 1918/19, in: Wolfgang Frühwald, Günter Niggel (Hrsg.), Sprache und Bekenntnis, Berlin 1971, S. 361—389.

waren im Umbruch 1918/19 nicht erfüllt worden. Der neue Staat von Weimar blieb in ihren Augen mit zu vielen Mängeln behaftet, als daß er auf die aktive Unterstützung der Intelligenz hätte zählen können. Die Divergenz von Geist und Macht, von kulturellem und staatlichem Leben, von Autor und Gesellschaft erreichte in der Zeit der Weimarer Republik einen Höhepunkt. Ein Symptom dieser vertieften Spaltung ist darin zu sehen, daß die Absicht des Autors und die Wirkung seines Werks in den zwanziger Jahren immer wieder auseinanderfielen. Die Diskrepanz zwischen Intention und Rezeption läßt sich beispielsweise an Bertolt Brechts „Dreigroschenoper“ ablesen: Das Publikum nahm nicht die sozialkritische Botschaft, sondern vor allem die Kulinarik des Stücks auf. Brechts Werk wurde ein Erfolg, weil die Sozialkritik als ein Teil des Amüsierbetriebs der zwanziger Jahre wirkte. Die Kluft zwischen der Absicht des Autors und der Wirkung auf den Zuschauer zeigt an, daß das Theater in der Weimarer Republik unfähig war, das politische Bewußtsein zu verändern.

Die Divergenz von Geist und Macht in der Weimarer Republik manifestierte sich aber auch darin, daß sich die Sprache der Literatur von der Standardsprache trennte. Diesen Vorgang illustriert paradoxerweise eine Rede, die gerade darauf abzielte, die Trennung zwischen Kultur und Staat zu überwinden. Thomas Mann wollte mit seinem Vortrag „Von deutscher Republik“ (1922) die deutsche Jugend für die Republik gewinnen. Er ging davon aus, daß seine Sprache auch die Sprache des Publikums sei. Er stellte sich freilich ein Publikum vor, das es in der Realität gar nicht gab. Thomas Mann hatte in seiner Rede Anspielungen auf die von ihm erwartete Haltung der Zuhörerschaft versteckt. Das Auditorium aber verhielt sich anders, als es sich der Schriftsteller vorgestellt hatte. Das Mißverhältnis zwischen der Erwartung des Redners und der Reaktion des Publikums zeigte an, daß Thomas Mann die Isolation des Dichters in der Weimarer Republik nicht zu durchbrechen vermochte. Seine Rede sollte einen Beitrag leisten zur Annäherung des geistigen und des staatlichen Lebens. Sie stilisierte deshalb den Dichter Gerhart Hauptmann als „Volkskönig“, als Repräsentanten der Republik. Tatsächlich wurde die Rede, die so die Einheit von Kultur und

Staat herzustellen suchte, entgegen den Intentionen von Thomas Mann selbst zum Beispiel offenbar unüberbrückbarer Gegensätze.

Thomas Mann knüpfte in seiner Rede an die Ideologie einer „deutschen Mitte“ an. Sie meinte die Einheit von Kultur und Staat, die nach den Vorstellungen des Schriftstellers Humanität verbürgte. Humanität aber war, so Thomas Mann im Jahre 1922, identisch mit Demokratie. Bei seiner Verteidigung der Republik berief sich der Schriftsteller auf Novalis und Whitman, er suchte nach einer Synthese von verschiedenen geistigen Strömungen. Angesichts der Realität in der Weimarer Republik erscheint Thomas Manns Rede zu literarisch, zu eklektizistisch, zu harmonistisch; der Schriftsteller übersah, wie antagonistisch die politischen und gesellschaftlichen Kräfte sich zu dieser Zeit gegenüberstanden. Erst Ende der zwanziger Jahre bezog Thomas Mann klarere Stellung, als er offen für die demokratischen Kräfte in der Weimarer Republik Partei ergriff.

Symptomatisch für die Trennung von Geist und Macht in der Zeit der Weimarer Republik ist ferner, daß in der Literatur der zwanziger Jahre Figuren dominieren, die die Ohnmacht des Intellektuellen gegenüber der Macht des Faktischen verkörpern. Erich Kästners „Fabian“ repräsentiert den resignativen Autor, der

sich bewußt von Politik und Gemeinschaft fernhält und der aus seiner Isolation dem Zeitgeschehen zuschaut. Das Bewußtsein von der Übermacht der Fakten gegenüber der Idee kommt auch bei Kurt Tucholsky zum Ausdruck. Tucholskys Diktum „Ich habe Erfolg, aber ich habe keinerlei Wirkung“ aus dem Jahre 1923 belegt die tiefe Trennung zwischen Geist und Macht in der Weimarer Republik ebenso wie sein Aphorismus „Deutschland ist eine anatomische Merkwürdigkeit. Es schreibt mit der Linken und tut mit der Rechten“ aus dem Jahre 1931.

Die deutschen Schriftsteller waren in der Weimarer Republik geprägt von der Divergenz zwischen Kulturnation und Staatsnation, zwischen Deutschland und den Deutschen. Deutschland als Kulturnation war für sie immer noch ein Zielbegriff, eine Utopie; die Deutschen waren die Menschen, die die Realisierung dieser Utopie verhinderten. Die Autoren machten am Ende der Republik die Erfahrung der Ohnmacht des Geistes vor der Macht des Ungeistes. Die Austreibung des Geistes ab 1933, die Verbannung deutscher Dichter und Künstler aus ihrem Vaterland war die Konsequenz einer Entscheidung des deutschen Volkes, wie Kurt Tucholsky 1932 in seinem Schulaufsatz „Hitler und Goethe“ hellsichtig erkannte: „Wenn wir zur Macht gelangen, schaffen wir Goethe ab.“<sup>16)</sup>

### III. Der Streit um das „andere Deutschland“

Die literarische Emigration war in politischer Hinsicht heterogen. Einigkeit bestand allein im Negativen: in der Ablehnung des deutschen Faschismus. Als Kompromißformel, auf die sich alle politischen Exilgruppen verständigen konnten, diente die Beschwörung eines „anderen Deutschland“. Der Begriff bezeichnete die Alternative zum Nationalsozialismus, er entwarf ein Gegenbild zum „Dritten Reich“. Die Idee eines „anderen Deutschland“ stellte freilich für die Exilgruppen nur einen kleinsten gemeinsamen Nenner dar. Um den konkreten Inhalt des „anderen Deutschland“ entbrannte zwischen sozialistischer und bürgerli-

cher Exilliteratur bald eine heftige Kontroverse<sup>17)</sup>.

Die Deutschland-Debatte im Exil fragte, ob sich die Vertriebenen als die Stimme ihres stumm gewordenen Volkes verstehen durften. Sie handelte aber auch von der Frage, ob das deutsche Exil in seiner Gesamtheit jenes „andere Deutschland“ repräsentierte, nämlich das

<sup>16)</sup> Kurt Tucholsky, Hitler und Goethe, in: Die Weltbühne, 28. Jg., Nr. 20, vom 17. 5. 1932, S. 752.

<sup>17)</sup> Vgl. die aktuelle Diskussion bei: Wolfgang Frühwald, Wolfgang Schieder (Hrsg.), Leben im Exil. Probleme der Integration deutscher Flüchtlinge im Ausland 1933—1945, Hamburg 1981.

gute gegen das böse<sup>18)</sup>. Ernst Toller lehnte die schematische Darstellung vom guten Deutschland draußen und vom bösen Deutschland drinnen ab. In seiner Autobiographie „Eine Jugend in Deutschland“ (1933) benannte Toller die Überwindung der Furcht als Kriterium des „anderen Deutschland“<sup>19)</sup>. In seiner Autobiographie „Briefe aus dem Gefängnis“ (1935) identifizierte Toller das „schweigende, leidende“ Deutschland, das „in Zuchthäusern und Konzentrationslagern (lebt), das kämpfend und verfolgt (lebt), diesseits und jenseits der deutschen Grenze“ mit dem „anderen Deutschland“, und er sah dieses Deutschland in Opposition zu „dem lauten, gewaltsamen Deutschland, das den Krieg und sein sinnloses Sterben verherrlicht“<sup>20)</sup>.

Im Streit um das „andere Deutschland“ erscheinen vor allem Bertolt Brecht und Thomas Mann als Antipoden<sup>21)</sup>. Brecht vertrat stets entschieden die „Zwei-Deutschland-Theorie“: Dem „bösen“ Deutschland Hitlers stellte er das „andere Deutschland“, das „gute“ Deutschland gegenüber<sup>22)</sup>. Auch in seinem Drama „Leben des Galilei“ ist die „Zwei-Deutschland-Theorie“ existent: Der Inquisition, die die Wahrheit und den Fortschritt unterdrückt, steht das Volk gegenüber, das auf den Wissenschaftler hofft. Bertolt Brecht wandte sich wie Lion Feuchtwanger gegen eine Gleichsetzung der Deutschen und der Nationalsozialisten. Nach seiner Interpretation war das deutsche Volk von den Nationalsozialisten unterworfen worden wie die übrigen europäischen Völker. Der deutsche Faschismus stellt sich ihm in erster Linie als eine kapitalistische Bewegung dar, welche die deutsche Nation unterdrückt habe. Brecht war deshalb der Meinung, daß das deutsche Volk mit dem nationalsozialistischen Regime auch das politisch-gesellschaft-

liche System beseitigen mußte, das jenem, wie er glaubte, zur Macht verholfen hatte. Brecht hoffte auf eine gesellschaftliche Revolution.

Thomas Mann ist in der Unterscheidung von Deutschen und Nationalsozialisten nicht so weit gegangen wie Brecht und Feuchtwanger. Auch er leugnete nicht die Existenz eines „anderen Deutschland“, einer Opposition gegen Hitler. Aber er verwarf die These von der unterdrückten Nation und betonte statt dessen die politische Verantwortlichkeit des deutschen Volkes. Thomas Mann bezeichnete die „Zwei-Deutschland-Theorie“ als Legende. Er wollte die Unterscheidung zwischen einem „guten“ und einem „bösen“ Deutschland nicht mitmachen. Er bekannte sich vielmehr zur Identität des „guten“ und des „bösen“ Deutschland. In seinem Vortrag „Deutschland und die Deutschen“ sagte er 1945 in deutlicher Frontstellung zu Bertolt Brecht: „Eines mag diese Geschichte uns zu Gemüte führen: daß es nicht zwei Deutschland gibt, ein böses und ein gutes, sondern nur eines, dem sein Bestes durch Teufelslist zum Bösen ausschlug. Das böse Deutschland, das ist das fehlgegangene gute, das gute im Unglück, in Schuld und Untergang.“<sup>23)</sup>

Thomas Mann solidarisierte sich, indem er das Zweierlei von „gutem“ und „bösem“ Deutschland leugnete, mit dem deutschen Unglück. Dieser Solidarität mit Deutschland hatte er schon in seinem Aufsatz „Bruder Hitler“ Ausdruck verliehen, als er sich trotz seines Hasses und trotz seines Grauens zutraute, noch den Ursprung dieses Hasses und dieses Grauens, Hitler, zu verstehen, als er zu erklären versuchte, daß der politische „Führer“ Deutschlands, als schreckliche Perversion, doch ein Exponent Deutschlands war, wie Goethe und wie Thomas Mann. In seinem Roman „Doktor Faustus“ beschrieb sich Thomas Mann selbst als Repräsentant Deutschlands, als „Bruder Hitlers“. Die Geschichte des Adrian Leverkühn und die Geschichte seines deutschen Vaterlands sind in dem Roman miteinander verwoben. Am Schluß des Buches werden sie schroff nebeneinandergestellt: „Gott sei eurer armen Seele gnädig, mein Freund, mein Vaterland.“

<sup>18)</sup> Wolfgang Frühwald, Exil als Ausbruchsversuch. Ernst Tollers Autobiographie, in: Manfred Durzak (Hrsg.), Die deutsche Exilliteratur 1933—1945, Stuttgart 1973, S. 490.

<sup>19)</sup> Ernst Toller, Eine Jugend in Deutschland, Reinbek bei Hamburg 1963, S. 10.

<sup>20)</sup> Ernst Toller, Briefe aus dem Gefängnis, in: Prosa — Briefe — Dramen — Gedichte, Reinbek bei Hamburg 1979, S. 25.

<sup>21)</sup> Vgl. Herbert Lehnert, Bert Brecht und Thomas Mann im Streit über Deutschland, in: John M. Spalek, Joseph Strelka (Hrsg.), Deutsche Exilliteratur seit 1933, Bd. 1: Kalifornien, Bern/München 1976, S. 62—88.

<sup>22)</sup> Bertolt Brecht, The Other Germany, in: Schriften zur Politik und Gesellschaft 1919—1956, Frankfurt 1968, S. 283—289.

<sup>23)</sup> Thomas Mann, Deutschland und die Deutschen, in: Essays, Bd. 2: Politik, hrsg. von Hermann Kurzke, Frankfurt 1977, S. 296f.

## IV. Die Deutschland-Debatte nach 1945

In den Positionen von Thomas Mann und Bertolt Brecht zeichnete sich *in nuce* die spätere deutsche Spaltung ab, die beide Autoren von ihrem Standpunkt aus zu verhindern und überwinden suchten<sup>24</sup>).

Brecht unterschied scharf zwischen dem Hitlerregime einerseits und dem deutschen Volk andererseits. Er trennte zwischen einem „bösen“, äußeren Deutschland der Macht und einem „guten“, inneren Deutschland der Kultur. Dem Hitler-Deutschland stellte er ein „anderes Deutschland“, das von den Nazis unterdrückte Volk, gegenüber. Aus dieser Deutung leitete er die Forderung ab, daß das deutsche Volk die Gewaltherrschaft der Nazis abschüteln und ein neues Gesellschaftssystem errichten müsse. Brecht verknüpfte also mit seiner Idee eines „anderen Deutschland“ die Hoffnung auf eine andere politische und gesellschaftliche Ordnung. Er identifizierte das „andere Deutschland“ nach 1945 mit der sozialistischen Gesellschaft. Er sah in der SBZ bzw. in der DDR, dank der Aufhebung des Privateigentums an Produktionsmitteln, zunächst das „bessere Deutschland“. (Die SBZ und später die DDR proklamierte ja für das Verhältnis von Literatur und Politik von Anfang an einen Wendepunkt: Eines ihrer grundlegenden Axiome war der Anspruch, daß mit der Machtübernahme der Arbeiterklasse der Widerspruch zwischen Macht und Geist überwunden sei. Dieses Axiom hat die Literatur der DDR später sowohl affirmativ wie kritisch beleuchtet. Zwei Beispiele aus den sechziger Jahren: Hermann Kant optiert in seinem Roman „Die Aula“ grundsätzlich für den Staat DDR; er skizziert in seinem Roman Lebensläufe von jungen Arbeitern, die an den Arbeiter- und Bauernfakultäten der DDR zu Akademikern ausgebildet werden; er will demonstrieren, daß die Arbeiterklasse inzwischen die gebildete und die herrschende Klasse ist. Dagegen verteidigt Christa Wolf in ihrem Roman „Nachdenken über Christa T.“ das Recht des Menschen auf sein eigenes Leben trotz gegen die eisernen Definitionen und Deformationen durch Partei und Staat.)

<sup>24</sup> Ehrhard Bahr, Der Schriftstellerkongreß 1943 an der Universität von Kalifornien, in: John M. Spalek, Joseph Strelka (Hrsg.), a. a. O., S. 51.

Bei Brecht diente die Konzeption eines „anderen Deutschland“, die Theorie des von den Nazis unterworfenen Volkes dazu, die Richtung der politischen Praxis im Nachkriegsdeutschland zu bestimmen. Sein politischer Entwurf sah die Errichtung einer sozialistischen Demokratie vor. Demgegenüber wollte Thomas Mann, indem er die Unterscheidung zwischen einem „guten“ und einem „bösen“ Deutschland ablehnte, zum Ausdruck bringen, daß das deutsche Volk gefehlt habe und Buße tun müsse. Sein „Leiden an Deutschland“ war im Grunde der Schmerz darüber, daß eine große Nation den Weg in die finsterste Barbarei angetreten hatte. Thomas Mann thematisierte die traditionelle Trennung zwischen Politik und Kultur in Deutschland als Ursache dafür, daß die Kultur von der Politik besiegt wurde. In seinem Roman „Doktor Faustus“ exemplifizierte er diese These an der Figur des Leverkühn: Der Künstler, der die sozialen Belange vergißt, wird eben deshalb von der Politik überwältigt. Es war mithin die deutsche Tradition des Unpolitischen, die Thomas Mann so kritisch kommentierte, weil er sie als ein wesentliches Moment interpretierte, das die Entwicklung hin zum Faschismus heraufbeschworen hatte. In dieser Tradition war der Gedanke dominierend, daß dem kulturellen Bereich etwas Böses widerfahre, wenn er in den Sog des Politischen gerate; die Kultur müsse deshalb, so die Schlußfolgerung, vor dem Zugriff der Politik geschützt werden. Dieses Programm der Politikfeindschaft, das Thomas Mann bis zum Ende des Ersten Weltkriegs selbst wortmächtig vertreten hatte, erkannte der Autor als Irrweg, dem die Deutschen nicht wieder verfallen durften. Er hoffte nach 1945 auf eine geistig-moralische Erneuerung des deutschen Volkes.

Im Gegensatz zu den Erwartungen von Bertolt Brecht waren Thomas Manns Vorstellungen vom zukünftigen Deutschland bestimmt von der „Idee bürgerlicher Freiheit“ und der politischen Tradition der deutschen Sozialdemokratie, die für ihn in exemplarischer Weise „die soziale Demokratie“ verkörperte. Zwar nannte Thomas Mann den Antikommunismus „die Grundtorheit unserer Epoche“, aber er distanzierte sich zugleich von einer Form des Sozia-

lismus, in der „die Idee der Gleichheit die der Freiheit vollkommen überwiegt“. Er plädierte für „ein neues Gleichgewicht (...) zwischen den beiden Grundbegriffen der modernen Demokratie, Freiheit und Gleichheit“<sup>25)</sup>. Die deutsche Sozialdemokratie war für Thomas Mann „der humanistisch gezügelte, der liberale Sozialismus“<sup>26)</sup>, dem er sich verpflichtet fühlte. Damit war er ein Stück weit entfernt von den Vorstellungen Bertolt Brechts, nach

dessen Verständnis der Sozialismus viel ökonomischer zu interpretieren war. Thomas Mann konnte auch nicht wie Brecht nach 1945 in der SBZ bzw. in der DDR das „bessere Deutschland“ sehen. Seine Intentionen waren vielmehr darauf gerichtet, für das ganze Deutschland zu wirken. Er steht damit exemplarisch für die meisten deutschen Schriftsteller. Die Literaten machten sich nach 1945 zum Fürsprecher eines deutschen Einheitsstaates.

## V. Deutsche Schriftsteller gegen deutsche Spaltung

Die deutschen Schriftsteller bildeten am Ende des Zweiten Weltkriegs keineswegs einen monolithischen Block. Wenigstens drei Gruppen kristallisierten sich unter den Schreibern heraus. Die Autoren des *Exils* und der „*inneren Emigration*“ gehörten im wesentlichen einer Generation an, für die die Haltung gegenüber dem NS-Regime zur Schlüsselfrage geworden war. Die Entscheidung Exil oder „innere Emigration“, Flucht oder geistiger Boykott hatte sie in ihrer schriftstellerischen Existenz geprägt. Für die „*junge Generation*“ der deutschen Autoren von Heinrich Böll bis Wolfdieter Schnurre dagegen wurde das Schreiben nach Krieg und NS-Zeit zur existentiellen Notwendigkeit. Die deutschen Schriftsteller definierten ihren politischen Standort und die Rolle der Literatur in der Gesellschaft durchaus unterschiedlich. Ein Thema aber konnte unter den Literaten niemals ein Streitpunkt werden, sondern motivierte sie immer wieder zu neuen Anläufen, alle Träger des Geistes zusammenzubringen: die nationale Einheit.

Die Zeitschrift „Der Ruf“ um Hans Werner Richter und Alfred Andersch beispielsweise ging 1946/47 bei allen politischen Entwürfen für die Zukunft von dem ganzen, ungeteilten Deutschland aus. In diesem Blatt der „*jungen Generation*“ verband sich ein ausgeprägtes

Nationalgefühl mit der Haltung eines sozialistischen Humanismus. Die Autoren des „Ruf“ glaubten, daß nach dem Zweiten Weltkrieg die nationalstaatliche Ära vorbei sei; sie plädierten für ein vereinigtes Europa unter dem Vorzeichen eines „freiheitlichen Sozialismus“. Indem Deutschland die Idee der Demokratie und die Idee des Sozialismus zu verbinden suchte, war es nach den Vorstellungen des „Ruf“ in besonderem Maße dafür geeignet, eine „Brücke zwischen Ost und West“ zu bilden. Die Autoren des „Ruf“ dachten an eine ost-westliche Symbiose, an einen „dritten Weg“ zwischen Kapitalismus und Kommunismus — eine Vorstellung, die schon 1918/19 diskutiert und in den Debatten nach dem Zweiten Weltkrieg von der literarischen Intelligenz immer wieder aufgegriffen wurde. Die Autoren des „Ruf“ sahen in den beiden Zielvorstellungen ihrer außenpolitischen Konzeption keinen Widerspruch: Man wollte die nationale Einheit bewahren und zugleich ein freiheitlich-sozialistisches Europa schaffen.

Der Gedanke, daß Deutschland zwischen Ost und West vermitteln könne, stand auch im Mittelpunkt des ersten (und letzten) gesamtdeutschen Schriftstellerkongresses, der im Oktober 1947 in Berlin stattfand. Das Gespräch zwischen innerer und äußerer Emigration war das besondere Kennzeichen dieses Kongresses. Unmittelbar nach dem Kriege hatte die offene Kontroverse zwischen den Autoren des Exils und den Autoren der „inneren Emigration“ die deutsche Literatur noch in zwei Lager gespalten. Nun sollte die Trennung überwunden werden. Alfred Kantorowicz

<sup>25)</sup> Thomas Mann, Schicksal und Aufgabe, in: Essays, Bd. 2: Politik, hrsg. von Hermann Kurzke, Frankfurt 1977, S. 245—261.

<sup>26)</sup> Thomas Mann, Aberglauben und free enterprise, in: Klaus Wagenbach u. a. (Hrsg.), Vaterland, Muttersprache, Deutsche Schriftsteller und ihr Staat von 1945 bis heute, Berlin 1979, S. 98.



warb engagiert für eine Union von äußerer und innerer Emigration; er betonte die Gleichwertigkeit beider Emigrationsarten<sup>27)</sup>. Am Ende des Kongresses war nach dem Eindruck von Hans Mayer unter den deutschen Schriftstellern die Kluft zwischen „außen und innen“ tatsächlich überbrückt<sup>28)</sup>.

Der Schriftstellerkongreß erhielt freilich einen besonderen Akzent dadurch, daß sich Literaten aus Ost und West gegen die sich anbahnende Teilung Deutschlands aussprachen. Die politische Großwetterlage hatte sich längst geändert: Der Ost-West-Konflikt stellte die Zukunftspläne der Autoren in Frage. Die Besatzungszonen drohten auseinanderzudriften. In dieser Situation war in den Augen der Autoren die gemeinsame Sprache und Literatur die letzte Klammer, die das Land noch zusammenhalten konnte. Weil die politische Einheit verlorenzugehen schien, setzten die deutschen Schriftsteller wieder auf die Einheit der Kultur: Sprache und Literatur waren nach ihrer Ansicht in der Lage, die nationale Gemeinsamkeit zu bewahren. Ricarda Huch bezeichnete bereits in ihrer Eröffnungsrede die geistige Einheit durch die Sprache als die Aufgabe der Schriftsteller. Sie hob hervor, daß die Literaten ihre Lehren weniger vorschreiben als vorleben müßten, indem sie Weltbürger würden, aber zugleich und in erster Linie Deutsche<sup>29)</sup>. Johannes R. Becher brach ebenfalls eine Lanze für die Einheit der deutschen Kultur. Er sah in der Verteidigung der geistigen Einheit eine Bedingung für die Erhaltung der politischen Einheit Deutschlands. Becher sagte 1947 wörtlich: „Es ist verwerflich, Osten und Westen einander gegenüberzustellen oder die Deutschen der verschiedenen Zonen gegeneinander auszuspielen, während es das Interesse aller Deutschen sein müßte, unter keinen Umständen zuzulassen, daß wir uns, aufgrund der Zoneneinteilung, auseinanderleben, und somit gibt es in diesem Sinne auch

keine westdeutsche oder ostdeutsche Literatur...“<sup>30)</sup>.

Im „Manifest des Ersten Deutschen Schriftstellerkongresses“ bekräftigten die Literaten aus Ost und West, daß sie „in unserer Sprache und unserer Kultur die Gewähr für die unveräußerliche Einheit unseres Volkes und Landes und das Bindeglied über alle Zonengrenzen und Parteilungen hinweg“<sup>31)</sup> sähen. Die deutschen Schriftsteller wähten Kräfte am Werk, die den Begriff „Deutschland“ aus Geographie und Geschichte auslöschen wollten. Sie bemerkten ein politisches, wirtschaftliches und geistiges Auseinandergehen der Besatzungszonen. Aber sie wollten sich nicht mit dem Auseinanderfallen Deutschlands abfinden, sondern ihren Beitrag leisten zu einer Aussöhnung zwischen Ost und West<sup>32)</sup>. „Wir gehören zusammen“, betonte Gunter Groll in einer Münchner Nachlese zum Schriftstellerkongreß in Berlin. Dieses „erste deutsche Parlament“ nach dem Zweiten Weltkrieg hatte nach seiner Meinung gezeigt, daß die Einheit der deutschen Kultur trotz aller Differenzen weiterexistiere<sup>33)</sup>. Aber bei einem zweiten Schriftstellertreffen 1948 in Frankfurt am Main fehlten bereits die Autoren aus dem Osten<sup>34)</sup>. Die Schriftsteller standen gegen die Macht des Faktischen letztlich auf verlorenem Posten. Die Spaltung des literarischen Lebens war ein Reflex der sich abzeichnenden politischen Teilung. (Günter Grass hat in seiner Erzählung „Das Treffen in Telgte“ den Widerstand der deutschen Schriftsteller gegen die deutsche Spaltung beschrieben. Grass setzt in seiner Erzählung ein Dichtertreffen 1647 in Parallele zur Gründung der „Gruppe 47“ dreihundert Jahre später. Grass schildert die Poeten als Patrioten: Sie werden umgetrieben von der Not ihres Vaterlands, dem die Zerstückelung droht: „Einzig die Dichter, das sagte der Aufruf, wüßten noch, was deutsch zu nennen sich lohne. Sie hätten (. . .) die deutsche Sprache als letztes Band geknüpft. Sie seien das an-

<sup>27)</sup> Alfred Kantorowicz, Deutsche Schriftsteller im Exil, in: Ost und West, Okt. 1947, S. 42—51.

<sup>28)</sup> Hans Mayer, Macht und Ohnmacht des Wortes, in: Frankfurter Hefte, H. 12, 1947, S. 1180.

<sup>29)</sup> Ricarda Huch, Begrüßung, in: Ost und West, Okt. 1947, S. 25—28; Vgl. dazu auch: Gerhard Hay (Hrsg.), Zur literarischen Situation 1945—1949, Kronberg 1977, S. 189ff.

<sup>30)</sup> Zitiert nach: Fritz J. Raddatz, Traditionen und Tendenzen. Materialien zur Literatur der DDR, Frankfurt 1972, S. 84.

<sup>31)</sup> Zitiert nach: Bernhard Zeller (Hrsg.), „Als der Krieg zu Ende war“. Literarisch-politische Publizistik 1945—1950, Marbach 1974<sup>2</sup>, S. 326f.

<sup>32)</sup> Vgl. die „Resolution des Schriftstellerkongresses“ bei Zeller, a. a. O., S. 327.

<sup>33)</sup> Gunter Groll, Wir gehören zusammen, in: Ost und West, Nov. 1947, S. 89f.

<sup>34)</sup> Hans Mayer, Vom ersten zum zweiten deutschen Schriftstellerkongreß, in: Frankfurter Hefte, H. 8, 1948, S. 693—696.

dere, das wahrhaftige Deutschland.“<sup>35)</sup> Grass führt vor, wie die Schriftsteller angesichts der territorialen Zerrissenheit Deutschlands eine literarische Ersatzhauptstadt zu bilden versuchen, im Politischen aber ohnmächtig sind.)

Einen letzten Versuch, die deutsche Einheit zumindest symbolisch zu retten, machte Thomas Mann. Im Goethe-Jahr 1949 sprach er zugleich in Frankfurt am Main und in Weimar und erfüllte damit den selbstgewählten Auftrag, als gesamtdeutscher Schriftsteller zu wirken. Bei seinem Festvortrag in Frankfurt am Main beschrieb er, ein Diktum von Kaiser Wilhelm II. ironisierend, seine Position mit folgenden Worten: „Ich kenne keine Zonen. Mein Besuch gilt Deutschland selbst, Deutschland als Ganzem, und keinem Besatzungsgebiet. Wer sollte die Einheit Deutschlands gewährleisten und darstellen, wenn nicht ein unabhängiger Schriftsteller, dessen wahre Heimat (...) die freie, von Besatzungen unberührte deutsche Sprache ist?“<sup>36)</sup>

Thomas Mann begriff sich hier als Repräsentant der deutschen Einheit. Er erhob den Anspruch, gewissermaßen als „letzter Deutscher“ für Ost und West sprechen zu können. Angesichts der Entfremdung der beiden Teile Deutschlands entfaltete Thomas Mann freilich einen neuen Begriff der deutschen Nation. Sein Begriff von Deutschland war überterritorial gemeint; er wurzelte im Heimatbegriff. Thomas Mann setzte eine geistige Nation voraus. Er nahm den Topos von der Einheit durch Kultur wieder auf. Er rekurrierte auf die schon in der deutschen Romantik geprägte Vorstellung, daß die Sprache die eigentliche „Heimat“ des Dichters sei. Auch er hatte also die Kultur, nicht die politische Nation im Auge.

Thomas Mann versuchte, die Spaltung zwischen Kulturnation und Staatsnation zu überwinden, die zur Entfremdung der deutschen Autoren vom Staat geführt hatte. In seinem Roman „Doktor Faustus“ machte er deutlich, daß der Nationalsozialismus das Schreckgespenst eines „deutschen Europa“ heraufbeschworen hatte. Im Gegensatz dazu wollte Thomas Mann ein „europäisches Deutschland“

verwirklichen. Im Goethe-Jahr 1949 freilich fand er sein Land zerrissen und aufgeteilt in Zonen der Siegermächte, und diese Umstände schienen ihm einer Genesung Deutschlands, seinem „Weg nach Europa“ eher entgegen zu stehen, als daß sie sie begünstigten<sup>37)</sup>. Seine Idee war es deshalb, die politische Einheit durch die geistige Einheit herbeizuführen. Die äußere Einheit sollte nach seiner Vorstellung eine Folge der inneren Einheit sein. Seine Absicht, als repräsentativer Schriftsteller die Kluft zwischen Deutschland (Ost) und Deutschland (West) zu überbrücken, läßt sich verstehen als das Bemühen, die Divergenz zwischen politischer Einheit und geistiger Einheit aufzuheben. In diesem Sinne sagte Thomas Mann bei seiner Rede in Weimar: „Es ist (...) ein Faktum (...), daß Ost- und Westdeutschland, abseits und oberhalb von allen Unterschieden ihrer staatlichen Regimente, aller ideologischen, politischen und ökonomischen Gegensätze, auf kulturellem Grund sich gefunden und ihre Goethe-Preise in diesem besonders festlichen Jahr ein und derselben Schriftstellerpersönlichkeit zuerteilt haben (...). In dieser Übereinstimmung in kultureller Sphäre darf man ein Symbol sehen für die öfters schon gefährdet scheinende Einheit Deutschlands.“<sup>38)</sup>

Thomas Mann sah in den ihm zuerkannten Preisen ein Zeichen dafür, daß die Einheit der deutschen Kultur und des deutschen Geistes fortbestand. Er glaubte, daß diese Verbundenheit in der Kultur auch im Politischen ihre Wirkung nicht verfehlen würde. Thomas Mann hing einem kulturellen, ja literarischen Deutschlandbegriff an. Die Kultur, die Literatur war nach seiner Auffassung fähig, den nationalen Zusammenhang herzustellen. Thomas Mann versuchte deshalb, Goethes Begriff der Humanität zur Geltung zu bringen; er sollte das einigende geistige Band sein. Dieser Versuch konnte nicht gelingen, weil Humanität in Ost und West längst unterschiedlich definiert wurde. Thomas Mann verwandte den Begriff der Humanität im Sinne der deutschen Aufklärung und Klassik, während er in den Augen von Bertolt Brecht von ökonomischen Faktoren abhängig war.

<sup>35)</sup> Günter Grass, Das Treffen in Telgte, Reinbek bei Hamburg 1981, S. 90.

<sup>36)</sup> Thomas Mann, Ansprache im Goethejahr 1949, Frankfurt 1949, S. 12.

<sup>37)</sup> Thomas Mann, Ansprache im Goethejahr 1949, a. a. O., S. 11.

<sup>38)</sup> Zitiert nach Zeller, a. a. O., S. 496.

## VI. Gespaltenes Land — gespaltene Literatur

Die Etablierung von zwei großen politischen Blöcken, die auch zwei deutsche Staaten einschlossen, zerstörte die Hoffnungen der meisten deutschen Schriftsteller und Intellektuellen nach 1945. Daß Ost- und Westdeutschland auseinanderdividiert wurden, war das schiere Gegenteil von dem, was die deutschen Schriftsteller politisch wollten. Der Schriftstellerkongreß 1947 in Berlin stand im Zeichen dramatischer Einigkeitsappelle. Bei den Autoren war die These unbestritten, daß es nur *eine* deutsche Literatur gebe. Diese Auffassung von der Einheit der deutschen Literatur auch über die Grenzen von Zonen, Staaten und Systemen hinweg behielt noch längere Zeit Geltung. In der SBZ bzw. später in der DDR hielten die Autoren am Ziel der Einheit Deutschlands fest, und sie befanden sich damit in voller Übereinstimmung mit der offiziellen Politik der SED. So nannte Johannes R. Becher 1951 auf einem Kulturkongreß in Leipzig den Willen zur Einheit der deutschen Kultur den Vorboten zur wissenschaftlichen und politischen Einheit der Nation. In ähnlicher Weise meinte Otto Grotewohl bei der Eröffnung der 3. Kunstausstellung der DDR in Dresden, die Kunst sei ein Spiegel des Kampfes um die Einheit des Vaterlandes. Erst 1956 formulierte Walter Ulbricht die These von den zwei deutschen Literaturen — eine Folge der inzwischen von der DDR proklamierten Zweistaatentheorie. Die Einheit Deutschlands rückte in den Hintergrund; erstes Gebot war nun die Schaffung einer sozialistischen Nationalliteratur in der DDR<sup>39</sup>).

Die deutschen Schriftsteller erkannten aber bald, daß mit der politischen Teilung auch in der Literatur eine Dualität an die Stelle der Einheit getreten war. Die Spaltung Deutschlands mußte wohl langfristig auch die deutsche Kultur in zwei Richtungen lenken und die deutschen Schriftsteller nicht nur ideologisch, sondern auch kulturell auseinandertrei-

ben. Die Autoren und die Leser wurden in sehr unterschiedliche gesellschaftliche Systeme eingebunden, welche die Funktion und die Rezeption, aber auch die Produktion von Literatur beeinflussten. Der Zustand der Zersplitterung der deutschen Literatur wurde in den fünfziger Jahren von deutschen Schriftstellern häufig thematisiert. Anfang der fünfziger Jahre notierte Wolfgang Weyrauch: „Wir haben Literaturen. Wir haben eine ostdeutsche und eine westdeutsche Literatur (...). Unsere literarischen Zustände sind unwirklich. Sie sind ein böser Traum. Sie sind durch unsere Obrigkeiten verursacht, die ihrerseits böse Träume sind.“<sup>40</sup>) Ende der fünfziger Jahre kam Gerhard Zwerenz zu dem Befund: „Unsere zweigeteilte Literatur ist das von uns selbst angefertigte und gesiegelte Protokoll der deutschen Teilung (...). Die zerbrochene Literatur unseres zerbrochenen Landes spiegelt die geistige Großraumwirtschaft der zwei heute weltbeherrschenden Mächte, USA und Sowjetunion.“<sup>41</sup>)

Diese Spaltung des literarischen Lebens machte das deutsche Teilungsschicksal für die deutschen Schriftsteller besonders schmerzlich. Die Literaten waren aber weit davon entfernt, die deutsche Teilung als unwiderrufliches Faktum hinzunehmen. Bertolt Brecht klagte 1952 zwar über die politische Zerrissenheit Deutschlands, und er kennzeichnete diese Zerrissenheit als Symptom einer inneren Spaltung. Aber er appellierte zugleich an die Deutschen, sich auf ihr geteiltes Los zu besinnen und die Trennung zu überwinden. Brecht ließ an seiner Überzeugung keinen Zweifel, daß die Deutschen ihre nationale Identität erhalten könnten: „O Deutschland, wie bist du zerrissen / Und nicht mit dir allein! / In Kält' und Finsternissen / Läßt eins das andre sein. / Und hatt'st so schöne Auen / Und reger Städte viel; / Tät'st du dir selbst vertrauen / Wär alles Kinderspiel.“<sup>42</sup>)

<sup>39</sup>) Gerhard Kluge, Die deutsche Teilung im lyrischen Gedicht der DDR, in: Karl Lamers (Hrsg.), Die deutsche Teilung im Spiegel der Literatur. Beiträge zur Literatur und Germanistik der DDR, Stuttgart 1980<sup>2</sup>, S. 30. Vgl. die entsprechenden Belege in: Eilmar Schubbe (Hrsg.), Literatur- und Kulturpolitik der SED, Stuttgart 1972.

<sup>40</sup>) Wolfgang Weyrauch, Im literarischen Hubschrauber, in: Die Literatur, H. 2, 1952, S. 1

<sup>41</sup>) Gerhard Zwerenz, Gespaltenes Land — gespaltene Literatur, in: Die Kultur, Nr. 138, Aug. 1959, S. 1.

<sup>42</sup>) Zitiert nach Kluge, a. a. O., S. 32.

Viele Schriftsteller insistierten auch in den fünfziger Jahren auf der Idee eines deutschen Einheitsstaates. Sie erblickten in den beiden deutschen Staaten allenfalls eine Übergangslösung auf dem Weg zu einem Gesamtdeutschland. Diese nationalstaatliche Orientierung vieler Literaten trug auch in der Bundesrepublik dazu bei, daß die Schriftsteller gegenüber dem neuen Staat auf Distanz blieben. Viele westdeutsche Schriftsteller konnten sich auch mit der nach dem Muster der westlichen Demokratien begründeten Bundesrepublik nicht identifizieren, weil dieser Staat nach ihrer Auffassung dem Torso der Nation nur einen temporären Rahmen gab. Der Schriftsteller Stefan Andres beschrieb 1958 diese Haltung einer *reservatio mentalis* bei den deutschen Autoren folgendermaßen: „Ein provisorischer Staat ist (...) ein Widerspruch in sich selbst, ein Mißgebilde und ein höchst ungeeigneter Ort für die Entwicklung staatsbürgerlicher Tugenden (...) Die Bürger (...) können in einem staatlichen Provisorium nicht heimisch werden, sondern blicken nach dem kommenden Staat aus, der von der Ganzheit und Einheit des Volkes getragen wird. Und so verbraucht sich in den verantwortungsbewußten Deutschen im Westen wie im Osten die staats-

bürgerliche Substanz in einem ebenso unfruchtbaren wie notwendigen geistigen Vorbehalt gegen ihre Regierungen.“<sup>43)</sup> Dieses Beispiel erklärt auch, weshalb gerade Adenauers Politik der Westintegration in den fünfziger Jahren den lautstarken Protest der westdeutschen Schriftsteller hervorrufen mußte. Denn diese Politik drohte nach Ansicht der Autoren die deutsche Teilung festzuschreiben. Sie lotete nach Meinung der Literaten nicht die Möglichkeiten einer Verständigung zwischen Ost und West aus. Das eigentliche Problem der westdeutschen Nachkriegspolitik war ja der Widerspruch zwischen der politischen Rhetorik und dem politischen Handeln: Die konkret verfolgte westeuropäische Integrationspolitik war unvereinbar mit dem gleichzeitig proklamierten, aber nicht verfolgten Ziel der Wiedervereinigung Deutschlands. Viele Schriftsteller optierten in den fünfziger Jahren für die Priorität eines wiedervereinigten Deutschland und befahden gerade unter diesem Aspekt Adenauers Politik heftig. Der Mauerbau 1961 machte ihnen freilich unwiderruflich einen Strich durch die Rechnung, indem er nämlich die beiden deutschen Staaten völlig voneinander abschnürte.

## VII. Der Mauerbau und die Folgen

Der Schriftsteller Hans Werner Richter schrieb im August 1961, daß der Mauerbau das „Ende der Illusionen“ bedeute. Der „schwarze 13. August“ sei ein Stichtag. Mit diesem Tag beginne ein neuer Abschnitt in der deutschen Nachkriegsgeschichte<sup>44)</sup>. Die einheitsstaatlichen Erwartungen hatten sich als trügerisch erwiesen. Das bloß Deklamatorische der Wiedervereinigungspolitik lag offen zutage. Die westdeutschen Schriftsteller machten den westdeutschen Politikern heftige Vorwürfe, daß sie diese Entwicklung selbst herbeigeführt

hätten. Hans Werner Richter beispielsweise schrieb in seinem Artikel über den Mauerbau: „Denn dies ist die deutsche Tragödie im August 1961, nach zehn Jahren schöner Reden über die Wiedervereinigung, für die man diplomatisch und politisch nichts, aber auch gar nichts getan hat, und so wird sie vom Osten aus gesehen: Der Westen hat um seiner eigenen Sicherheit willen die deutsche Bevölkerung in der Ostzone fallenlassen und aufgegeben.“<sup>45)</sup>

Die deutsche Teilung wurde an jenem 13. August 1961 endgültig perfekt. Dieses Faktum der Politik tangierte auch Kultur und Literatur. Die westdeutschen Schriftsteller sahen

<sup>43)</sup> Stefan Andres, Um die Freiheit unseres Handelns. Deutsche Spaltung fordert neues Verhältnis zur Wahrheit, in: Die Kultur, Nr. 113, Aug. 1958, S. 1.

<sup>44)</sup> Hans Werner Richter, Das Ende der Illusionen. Zur deutschen Situation unserer Tage, in: Die Kultur, Nr. 166, Aug. 1961, S. 1.

<sup>45)</sup> Hans Werner Richter, Das Ende der Illusionen, a. a. O., S. 1

sich stärker als bisher auf die Realität der Bundesrepublik verwiesen. In den fünfziger Jahren herrschte bei vielen Autoren in der Bundesrepublik eine Haltung des „Ohne mich“ vor; die Bundesrepublik blieb für sie eine *terra incognita*. In den sechziger Jahren setzte sich dagegen bei einem wesentlichen Teil der Literaten die Auffassung durch, daß es nicht genüge, nur nein zu sagen zur Bundesrepublik. Die Autoren hielten es für geboten, sich nun positiv zu engagieren und sich in dem neuen Staat Bundesrepublik einzurichten. Als Exponent dieser Hinwendung zur Republik erschien in den sechziger Jahren vor allem Günter Grass. Die „Einmauerung“ lenkte aber auch das Augenmerk der ostdeutschen Schriftsteller stärker auf die eigenen Lebensverhältnisse. Die Literatur der DDR nahm mehr und mehr ihr eigenes Land als Schauplatz der Literatur an. Die Auffassung von der Einheit der deutschen Literatur geriet so noch stärker ins Wanken.

Der Disput deutscher Schriftsteller aus Ost und West über die politischen Umstände des Mauerbaus ließ denn auch mehr Dissens als Gemeinsamkeit erkennen. Westdeutsche Schriftsteller wie Günter Grass und Wolfdietch Schnurre reagierten auf den Bau der Mauer mit schrillen Protesten<sup>46)</sup>. Sie riefen damit eine heftige Gegenrede ostdeutscher Schriftsteller hervor. Hans Werner Richter, der diese Kontroverse dokumentiert hat, zog 1961 das Resümee: „Schriftsteller sind, so sagt man, das Gewissen einer Nation — das Gewissen einer Nation — ist Nation in Deutschland zum Plural geworden?“<sup>47)</sup>

Hans Werner Richter war betroffen über die Zwietracht der deutschen Schriftsteller im Jahr des Mauerbaus, weil er sie als Indiz dafür wertete, daß die nationale Einheit verlorenzugehen schien. Richter sträubte sich noch gegen die drohende Spaltung der deutschen Nation. Er kleidete seine Sorge in die Frageform. Bei Günter Kunert dagegen war die Teilung Deutschlands ein endgültiges Faktum; bei ihm erschien die nationale Einheit als Fiktion. In

seinem Gedicht „Wo Deutschland lag“ formulierte Kunert 1961: „Wo Deutschland lag, liegen zwei Länder / Zwei Länder liegen dort, / Und es trennt sie mehr als eine Grenze. / Die gleiche Sprache sprechen sie, / Die gleiche, / Aber sie können sich nicht verstehen, weil / Sie eine andere Sprache sprechen, / Eine andere, / Denn sie sind zwei Länder, zwei Länder / sind sie, und liegen, wo Deutschland lag.“<sup>48)</sup> Günter Kunert erteilte hier dem Gedanken der nationalen Einheit eine Absage. Er konstatierte nüchtern: Deutschland existiert nicht mehr; es ist durch zwei Länder, sprich: Staaten, ersetzt worden.

Es gab freilich auch gegenläufige Tendenzen. In der Literatur selbst läßt sich in den Jahren nach dem Mauerbau 1961 eine Aufarbeitung der Teilungserfahrung feststellen. In den beiden deutschen Staaten entstand eine spezifische „Teilungsliteratur“, die im Grunde gegen die Trennung „anscrieb“. Durch den Mauerbau, also die Teilung, wurde gerade das Gegenteil, der Widerstand gegen die Teilung, provoziert. Die Literatur als verbindendes Element konterkarierte in gewisser Weise die strikte Politik der Abschließung und der Abgrenzung.

Die Texte zur Situation des geteilten Deutschland skizzieren aber unterschiedliche Lösungsmöglichkeiten für die „deutsche Frage“. In der Erzählung „Der geteilte Himmel“ von Christa Wolf zerbricht eine Liebesbeziehung, wie es scheint, an der deutschen Teilung. Aber das Interesse der Autorin gilt eigentlich weniger der durch den Mauerbau erzwungenen Trennung, sondern viel eher den Möglichkeiten des einzelnen, sich in der Gesellschaft der DDR selbst zu verwirklichen. Die Erzählfigur

---

<sup>46)</sup> Zitiert nach Kluge, a. a. O., S. 39. Günter Kunerts Einstellung zur Nationenproblematik ist differenzierter, als es in diesem Textbeispiel erscheint. In einem neueren Beitrag hebt Kunert zwar hervor, daß ein Bezug auf eine Gesamtnation, auf „Deutschland“ ausscheide. Auch die Ausstrahlungskraft der gemeinsamen Sprache und Kultur sei schwach geworden. Aber die Deutschen in Ost und West teilen nach Kunert nicht nur bestimmte Traditionen und Mentalitäten, sie stehen gemeinsam auch vor dem Dilemma, eine Identität zu finden. Kunert glaubt, daß anstelle der Nation „Europa“ dem Deutschen „höhere Heimat“ sein könnte. Vgl. dazu: Günter Kunert, Auf der Suche nach dem verlorenen Selbst, in: Marlies Menge/Rudi Meisel, Städte, die keiner mehr kennt, München 1979, S. 5—9.

<sup>44)</sup> Vgl. dazu eine Notiz bei: Wolfdietch Schnurre, Der Schattenfotograf, Frankfurt u. a. 1981, S. 193f.

<sup>47)</sup> Hans Werner Richter (Hrsg.), Die Mauer oder Der 13. August, Reinbek 1961, vgl. den Klappentext.

Rita Seidel hat in dieser Hinsicht noch eine optimistische Perspektive. In dem Roman „Zwei Ansichten“ von Uwe Johnson rückt dagegen der Bau der Mauer in den Mittelpunkt. Johnson will zeigen, wie sich dieses reale Geschehen im Bewußtsein der davon Betroffenen auswirkt. Seine Personen sind Symbolfiguren für die beiden Teile Deutschlands: B. (für die BRD) hat ein schlechtes Gewissen, fühlt sich zur Hilfeleistung verpflichtet; D. (für die DDR) empfindet ein Gefühl des Eingesperrtseins und der ohnmächtigen Wut. Der Bau der Mauer bringt B. und D., beide Mitglieder unterschiedlicher Gesellschaftsordnungen, zusammen. Aber das Bewußtsein der Zusammengehörigkeit reicht nicht mehr aus; die Wege der beiden trennen sich. Johnson plädiert nicht für Ost oder West; er argumentiert gegen die Mauer, gegen die Entfremdung der Deutschen in den beiden Deutschland. Das Schicksal von B. und D. in Johnsons Roman ist paradigmatisch: Die Mauer trennt die Deutschen nicht nur, sie treibt sie auch aufeinander zu; die Mauer wirkt als hermetischer Trennungsstrich, aber zugleich als Bindeglied; die Mauer trägt dazu bei, die beiden deutschen Staaten im Bewußtsein ihrer Bürger zu verankern, aber die Abschnürung von der jeweils anderen Hälfte der Nation führt dazu, daß man sich wieder auf das ganze Deutschland besinnt.

Wolf Biermann ist noch völlig befangen in einem traditionellen Themenkreis, der nicht der offiziellen Linie der DDR entspricht. Er schreibt die Literatur des „geteilten Vaterlands“ fort. Für sein Versepos „Deutschland. Ein Wintermärchen“ entlehnt er einen Titel von Heinrich Heine. Er hat „gesamtdeutsche Gedanken“, er klagt über das zerrissene deutsche Volk: „Mein Vaterland, mein Vaterland / Hat eine Hand aus Feuer / Hat eine Hand aus Schnee / Und wenn wir uns umarmen / Dann tut das Herz mir weh.“<sup>49)</sup> Biermanns Heine-Parodie weist, bereits durch die Quellenwahl, auf die Tradition einer Divergenz zwischen Geist und Gesellschaft in Deutschland. Diese Spaltung zeigt Günter Grass in seinem Stück „Die Plebejer proben den Aufstand“ am historischen Fall des Arbeiteraufstandes vom 17. Juni 1953 in Ost-Berlin. In seinem „deut-

<sup>49)</sup> Wolf Biermann, Deutschland. Ein Wintermärchen, in: Nachlaß 1, Köln 1977, S. 91.

schen Trauerspiel“ stilisiert Grass das Verhalten Bertolt Brechts zur Allegorie der Intelligenz, die sich der politischen Bewegung der Arbeiterschaft im Geist verbunden weiß, aber sich nicht zum Handeln entschließen kann. Die Figur des „Chefs“ in dem Stück von Günter Grass sucht nämlich aus der unerwarteten Aktualität des Aufstandes Nutzen zu ziehen und die revoltierenden Arbeiter in das ästhetische Spiel auf der Bühne zu integrieren. Der „Chef“ denkt zuallererst daran, den Aufstand der Arbeiter künstlerisch zu verwerten, und er vergiftet darüber, für die Revoltierenden eine politische Deklaration zu formulieren und so die Einheit von Intelligenz und Volk, von Geist und Gesellschaft herzustellen. Diese Art von Ästhetizismus kritisiert Grass in seinem Stück<sup>50)</sup>, und die appellativen Schlußsätze seines Stücks gelten deshalb der literarischen Intelligenz von heute als dem eigentlichen Adressaten: „Ihr Unwissenden! Schuldbewußt klag' ich euch an.“<sup>51)</sup>

Diese Texte einer „Teilungsliteratur“ zeigen, daß der Mauerbau 1961 für das Bewußtsein der deutschen Schriftsteller eine tiefe Zäsur bedeutete. Die Literatur versuchte auf ihre Weise, das Thema der deutschen Trennung zu bewältigen. Der Bezug auf das ganze Deutschland war ein wesentliches Element dieser literarischen „Trauerarbeit“. Aber die deutschen Schriftsteller verschlossen deshalb nicht die Augen vor den veränderten Verhältnissen in den sechziger Jahren. Die Autoren in der Bundesrepublik reagierten allergisch auf eine Deutschland-Politik, die zwanghaft die neuen Realitäten leugnete und starr und schematisch an den tradierten Positionen festhielt<sup>52)</sup>. Die Stagnation in der Deutschland-Politik war eine von vielen Ursachen dafür, daß sich in der Bundesrepublik die Regierenden und die Literaten entzweiten.

Die Äußerungen von Hans Magnus Enzensberger zur Deutschland-Politik werfen ein

<sup>50)</sup> Vgl. Wolfgang Frühwald, „Ruhe und Ordnung“. Literatursprache — Sprache der politischen Werbung, München/Wien 1976, S. 160 f.

<sup>51)</sup> Günter Grass, Die Plebejer proben den Aufstand, Frankfurt 1968, S. 100.

<sup>52)</sup> Vgl. entsprechende Beiträge in den Bänden: Martin Walser (Hrsg.), Die Alternative oder Brauchen wir eine neue Regierung?, Reinbek 1961; Hans Werner Richter (Hrsg.), Plädoyer für eine neue Regierung oder Keine Alternative, Reinbek 1965.

Schlaglicht darauf, daß der Immobilismus der politischen und gesellschaftlichen Entwicklung in den sechziger Jahren mehr und mehr den Protest der literarischen Intelligenz hervorrief und einen Teil dieser Intelligenz schließlich bis in die Fundamentalopposition führte. Schon in seinem Gedicht „landessprache“ (1960) äußerte Enzensberger seinen Unmut über die *querelles allemandes*. Er distanzierte sich deutlich von Deutschland; er sah in beiden deutschen Staaten keinerlei Identifikationsmöglichkeiten: „meine zwei länder und ich, wir sind geschiedene leute, / und doch bin ich inständig hier, / in sack und asche, und frage mich: / was habe ich hier verloren?“<sup>53)</sup> In seiner Büchner-Preis-Rede (1963) empfahl Enzensberger als letztes Mittel eine „Politik der kleinen Schritte“, um Bewegung in die deutsch-deutschen Beziehungen zu bringen, aber er glaubte eigentlich nicht mehr daran,

daß die Politik zu solcher Flexibilität noch fähig sei: „Undenkbar dagegen ist geworden, was allein uns helfen könnte: Veränderung von hüben und von drüben, durch Mut und durch List, durch Phantasie und Verhandlungsgeduld, mit einem Wort: durch Politik.“<sup>54)</sup> Im Jahre 1967 sprach Enzensberger, verdrossen über den „illusionären Charakter der Bonner Politik“, vom „Versuch, von der deutschen Frage Urlaub zu machen“<sup>55)</sup>. Viele Schriftsteller teilten mit Enzensberger zwar das Unbehagen darüber, daß die Deutschland-Politik in juristischen Formeln erstarrt war. Aber die deutsche Frage verlor für sie deshalb nicht an Interesse. Im Gegenteil: Die sozial-liberale Koalition konnte auf die Unterstützung der westdeutschen Autoren zählen, als sie 1969 einen Wandel im zwischendeutschen Verhältnis einleitete. Die neue Politik machte eine neue Diskussion über Deutschland möglich.

## VIII. Zwei Staaten — eine Nation

Die Deutschland- und Ostpolitik von SPD und FDP konnte sich des Beifalls der Mehrheit der westdeutschen Schriftsteller und Intellektuellen gewiß sein. Diese neue Politik war darauf ausgerichtet, der Bundesrepublik außenpolitisch neuen Spielraum zu sichern. Sie hatte aber vor allem auch einen moralischen Aspekt: sie sollte bei den Völkern, die unter dem Nazi-Regime besonders schwer zu leiden hatten, deutsche Schuld abtragen. Der Kniefall von Bundeskanzler Brandt am Ehrenmal in Warschau wurde von den Literaten als Sühngeste verstanden. Horst Krüger notierte Anfang der siebziger Jahre: „Ich sage: dieser Kniefall in Warschau vor dem Mahmal für die Opfer des deutschen Faschismus, es war eine Geste, die ich nicht vergesse. Es wurde da etwas signalisiert und ausgedrückt, was seit Bestehen der Bundesrepublik weggedrückt, eben verdrängt wurde (...) Ein Antifaschist, ja auch ein Emigrant, der sich nichts vergab, wenn er als deutscher Regierungschef zunächst einmal der Opfer Deutschlands so sinn-

fällig gedachte. Ich hatte über zwanzig Jahre auf so etwas gewartet.“<sup>56)</sup>

Hier wird die Meinung der meisten Schriftsteller und Intellektuellen in der Bundesrepublik deutlich, daß ein solches Zeichen gegenüber dem Osten viel zu lange auf sich warten ließ. Die neue Ostpolitik schien ihnen überfällig zu sein. Die Literaten erinnerten daran, daß Deutschland 1945 nicht nur seine nationale, sondern auch seine moralische Identität verloren hatte. Die grundlegende Frage nach der Moral in der Politik gab den Ausschlag für das Votum zahlreicher deutscher Schriftsteller zugunsten der neuen Ostpolitik. Die Autoren Günter Grass und Siegfried Lenz reisten mit Bundeskanzler Willy Brandt zur Unterzeichnung des deutsch-polnischen Vertrages 1970 nach Warschau. Siegfried Lenz sah seine Rolle bei dieser Reise darin, durch seine Anwesenheit sein Einverständnis mit der Ostpolitik des Kanzlers auszudrücken. Zu dieser Rolle gehörte nach seiner Auf-

<sup>53)</sup> Hans Magnus Enzensberger, *landessprache*, Frankfurt 1960, S. 12.

<sup>54)</sup> Hans Magnus Enzensberger, Darmstadt, am 19. Oktober 1963, in: *Deutschland, Deutschland unter anderm*. Äußerungen zur Politik, Frankfurt 1967, S. 22.

<sup>55)</sup> Hans Magnus Enzensberger, *Versuch, von der deutschen Frage Urlaub zu nehmen*, in: *Deutschland, Deutschland unter anderm*. Äußerungen zur Politik, Frankfurt 1967, S. 37—48.

<sup>56)</sup> Horst Krüger, *Der Staat und die Intellektuellen*. Autobiographie eines Verhältnisses, in: *Frankfurter Hefte*, H. 7, 1972, S. 492.

fassung auch das Vertrauen in die vermittelnde Eigenschaft der Literatur, die helfen könne, ein besseres Verhältnis zwischen zwei Völkern herzustellen. Beim „Nachdenken über Warschau“ wies Siegfried Lenz auf die Kausalität der Geschichte hin; das Datum der Unterzeichnung des Warschauer Vertrages habe nichts anderes als das Ende „prekärer Heimkehr-Illusionen“ gebracht: „Denn was verlorengegangen ist, ging nicht an dem Tag der Unterzeichnung verloren. Wir büßten es ein, als Hitler uns zum Krieg überredete und aus den jetzt verlorenen Provinzen sogenannte Bereitstellungsräume zum Angriff machte. Es kam uns abhanden in einer Zeit, als wir mit der Furcht und dem Zittern einverstanden waren, das die unterworfenen Völker vor uns empfanden.“<sup>57)</sup>

Bundeskanzler Brandt konnte auch für seine mit der Ostpolitik und mit der Berlin-Frage eng verflochtene Deutschland-Politik die Sympathien der Literaten gewinnen. Günter Grass begleitete den Kanzler im März 1970 bei dessen Treffen mit dem Vorsitzenden des DDR-Ministerrates, Willi Stoph, in Erfurt. Die westdeutschen Schriftsteller waren offensichtlich beeindruckt von dem Vorsatz der neuen Deutschland-Politik, ein weiteres Auseinanderleben der Nation zu verhindern und über ein geregeltes Nebeneinander zu einem Miteinander zu kommen. Die sozial-liberale Koalition setzte im Nationsverständnis der Bundesrepublik neue Akzente. Sie nahm die Existenz zweier deutscher Staaten offiziell zur Kenntnis, hielt aber an der Auffassung fest, daß die beiden deutschen Staaten noch immer in einer gemeinsamen deutschen Nation verbunden sind („Zwei Staaten — eine Nation“). Die neue Deutschland-Politik wollte gerade durch die zwischenstaatliche Anerkennung die Möglichkeiten der menschlichen Kontakte im geteilten Deutschland erhalten und stärken. Diese Konzeption stellte in erster Linie auf das Zusammengehörigkeitsgefühl der Deutschen in Ost und West ab; sie dachte die deutsche Nation vor allem als „Bewußtseinsnation“ und lehnte sich damit an die Vorstellungen einer „Kulturnation“ an, die das Selbstverständnis der deutschen Schriftsteller mehr und mehr bestimmten.

<sup>57)</sup> Siegfried Lenz, Nachdenken über Warschau, in: Die Zeit, Nr. 51, 1970, S. 13.

Der Fortbestand der Nation als Kulturnation erschien vielen Literaten als ideelles Gegengewicht zu der Bereitschaft, der Vorstellung einer „Wiedervereinigung“ im Rahmen einer Staatsnation innerhalb eines überschaubaren Zeithorizonts abzuschwören. Günter Grass beispielsweise notierte Anfang der siebziger Jahre: „Das Wort ‚Wiedervereinigung‘ und der Wunsch nach Wiedervereinigung waren zwanzig Jahre lang stärker als die uns täglich beherrschende Realität (...) Doch der Glaube an die Wiedervereinigung hat keinen Berg, geschweige denn die Berliner Mauer versetzen können. Heute wagen wir auszusprechen, was viele wußten, aber nur hinter der hohlen Hand sagten (...) Es wird keine Wiedervereinigung geben: keine unter den Vorzeichen unseres Gesellschaftssystems, keine unter kommunistischen Vorzeichen. Zwei deutsche Staaten deutscher Nation, die gegensätzlicher und einander feindlicher nicht gedacht werden konnten, müssen lernen, nebeneinander zu leben und miteinander die Hypothesen gemeinsamer Geschichte zu tragen.“<sup>58)</sup>

Die neue Deutschland-Politik erweckte keine einheitsstaatlichen Erwartungen mehr; sie brachte Nation und staatlichen Status quo in Ausgleich; sie entschärfte mit dem Verzicht auf überschießende Ambitionen die emotional aufgeladene Kategorie der deutschen Nation. Während die alte Deutschland-Politik bestimmte Rechtspositionen festzuschreiben suchte, ging es der neuen Deutschland-Politik um andere politische Umgangsformen. Die Deutschland-Politik der sozial-liberalen Koalition war konzipiert als eine Politik des Prozeßhaften, die etwas in Bewegung bringen wollte. Ihr Ziel war die konkrete Verbesserung der deutsch-deutschen Kommunikation. Die deutschen Schriftsteller wollten tatkräftig dabei mithelfen, die Bürger beider deutscher Staaten zusammenzuführen, statt sie weiter voneinander zu entfremden. Die Literaten dachten aber hier nicht nur daran, zwischen den beiden Deutschland eine Brücke zu schlagen. Im Laufe der siebziger Jahre verdichtete sich bei den deutschen Schriftstellern die Vorstellung, daß allein die Literatur die beiden Deutschland noch verbinde, während die Politik sie trenne und teile.

<sup>58)</sup> Günter Grass, Was Erfurt außerdem bedeutet, in: Denktettel. Politische Reden und Aufsätze, Darmstadt/Neuwied 1978, S. 131f.



## IX. „Wiedervereinigung“ in der Literatur

Die Bundesrepublik beharrt nach wie vor auf dem Konzept der *einen* deutschen Nation. Die DDR hat diese Idee längst aufgekündigt. Sie geht davon aus, daß die „sozialistische Nation“ der DDR nun der „bürgerlichen Nation“ der Bundesrepublik gegenübersteht. Sie behauptet, daß es wegen der sozio-ökonomischen Gegensätze kein Zusammengehörigkeitsgefühl mehr zwischen den Menschen in der Bundesrepublik und in der DDR gibt. Die offizielle Doktrin der DDR lehnt also den Gedanken entrüstet ab, daß noch irgendwelche Gemeinsamkeiten zwischen den beiden deutschen Staaten bestehen. Dieser Auffassung widersprechen deutsche Schriftsteller aus Ost und West seit einigen Jahren besonders entschieden. Sie rekurrieren wieder häufig auf den Begriff der deutschen Nation. Denn nach ihrer Meinung erinnert inzwischen nur noch die deutsche Literatur an das ganze Deutschland, an das gemeinsame Vaterland.

Viele Jahre lang überwogen die Signale einer Spaltung des literarischen Lebens. In den siebziger Jahren aber zeichnete sich immer deutlicher eine Konvergenzbewegung der deutschen Literatur ab. Autoren aus der DDR standen immer wieder im Mittelpunkt der literarischen Diskussion in der Bundesrepublik<sup>59)</sup>. Die Literatur von Autoren aus der DDR hat in der Bundesrepublik verschiedene Funktionen. *Erstens* erreichen Schriftsteller, die in der DDR keine Möglichkeit haben, ihre Werke zu veröffentlichen, ein Lesepublikum. *Zweitens* werden dem Leser in der Bundesrepublik auf diesem Wege wichtige Informationen und Erfahrungen aus dem „real existierenden Sozialismus“ vermittelt. *Drittens* wirken Autoren, die das Erlebnis einer anderen, nicht westlichen Gesellschaft reflektieren, entscheidend auf die Diskussion im Westen ein<sup>60)</sup>.

Die Literatur von Autoren aus der DDR spielte in den siebziger Jahren für das Bewußtsein der westdeutschen Schriftsteller eine immer grö-

ßere Rolle. Nicht mehr das Trennende wurde betont; ein Gespräch über die Grenze hing stand auf der Tagesordnung. Der Eindruck, daß wieder eine Einheit der deutschen Literatur existiere, verstärkte sich, als nach der Ausbürgerung von Wolf Biermann aus der DDR im Herbst 1976 zahlreiche Schriftsteller der DDR in die Bundesrepublik übersiedelten. Der Wechsel von Schriftstellern aus dem einen Teil Deutschlands in den anderen war zwar kein Novum. Aber in den Jahren seit der Ausbürgerung Biermanns hatte der Exodus von bedeutenden Autoren aus der DDR zweifellos eine besondere Dimension. Man sprach von einer „DDR-Literatur im Exil“ (Fritz J. Radatz).

Die Ausgereisten, Ausgebürgerten, Abgeschobenen machten mit ihrem Staatenwechsel neue Erfahrungen, die in ihrem literarischen Werk produktiv wurden. Die „In-Die-Heimat-Vertriebenen“ (Heinrich Böll) schreiben längst nicht mehr nur Erinnerungsliteratur an die DDR, sondern setzen sich kritisch mit den Verhältnissen in ihrem neuen Staat Bundesrepublik auseinander. Sie sind Autoren mit einer doppeldeutschen Perspektive. Ein Beispiel: der Schriftsteller Udo Steinke, der schon 1968 dem „eingemauerten Staat“, dem „Igelstaat“<sup>61)</sup> den Rücken kehrte, debütierte Ende der siebziger Jahre mit Erzählungen, die die Bundesrepublik und die DDR gleichermaßen genau in den Blick nehmen.

Eine „Wiedervereinigung“ wenigstens in der Literatur scheint sich hier in den Augen vieler Autoren anzudeuten. Nach der Meinung der deutschen Schriftsteller spricht vieles dafür, daß die deutsche Gegenwartsliteratur in den beiden deutschen Staaten zusammengewachsen ist. In der Literatur zeigen sich Korrespondenzen, so sehr auch die beiden deutschen Staaten im Politischen gegeneinander leben und sich gegenseitig ausschließen<sup>62)</sup>. Gleichzeitig schrieben etwa Günter Grass an seiner Erzählung „Das Treffen in Telgte“ und Christa Wolf an ihrer Erzählung „Kein Ort. Nirgends“

<sup>59)</sup> Vgl. Hans Mayer, Literatur heute im geteilten Deutschland, in: Politik und Kultur, H. 4, 1978, S. 3–21.

<sup>60)</sup> Geoffrey V. Davis, „Bloß kein Berufs-Dissident werden!“. Zum Phänomen der DDR-Literatur in der Bundesrepublik, in: Paul Michael Lützel, Egon Schwarz (Hrsg.), Deutsche Literatur in der Bundesrepublik seit 1965, Kronberg 1980, S. 237.

<sup>61)</sup> Udo Steinke, Ich kannte Talmann, München 1980, S. 80.

<sup>62)</sup> Vgl. Wolfram Schütte, Die liegengebliebenen Themen. Ein Gespräch mit Günter Grass, in: Frankfurter Rundschau, Nr. 24, 1980, S. 9.

— zweimal ein fiktives Dichtertreffen, zweimal das Thema Geist und Gesellschaft, zweimal die Vision der Vergangenheit, um Fragen der Gegenwart kenntlich zu machen. Eine Konvergenz, ja eine Einheit der deutschen Literatur behauptet Günter Grass besonders nachdrücklich: „Als etwas Gesamtdeutsches läßt sich in beiden deutschen Staaten nur noch die Literatur nachweisen; sie hält sich nicht an die Grenze, so hemmend besonders ihr die Grenze gezogen wurde.“<sup>63)</sup>

Der Rekurs der Schriftsteller auf die deutsche Nation hat freilich Folgen für das Verhältnis der Literaten zu ihrem jeweiligen Staat. Viele westdeutsche Schriftsteller tun sich schwer dabei, ein positives Bekenntnis zur Bundesrepublik abzulegen, weil diese Republik in ihrer Perspektive nur ein Teil des ganzen Deutschland ist. Die Schriftsteller deutscher Sprache haben über die Sprache nicht zugleich auch eine nationale Identifikation, wie dies für

## Fazit

Die Schriftsteller spielten für das Selbstverständnis der Deutschen als Nation nach 1945 eine zentrale Rolle. Schon *in den ersten Nachkriegsjahren* waren es vor allem die Literaten, die eine Spaltung Deutschlands zu verhindern suchten. Sie hegten die Hoffnung, daß die bindende Kraft der Kultur das Auseinanderfallen des Landes und des Bewußtseins seiner Bewohner unmöglich machen werde. Ein neues, nicht faschistisches, demokratisches, einheitliches Deutschland stand bei den Autoren im Mittelpunkt politischer Wünsche und Sehnsüchte.

Die tatsächliche Entwicklung nach 1945 ließ solchen Aspirationen wenig Raum. Selbst die Literatur blieb vom Spaltpilz nicht verschont. Lange hoben die Autoren das Gemeinsame oder wenigstens das Gemeinsame im Trennenden hervor. Aber auch im kulturellen Bereich war der Bruch bald erkennbar.

Die SBZ bzw. die DDR verstand die Schriftsteller als „Avantgarde“ beim Aufbau einer neuen, sozialistischen Gesellschaft. Die Literaten hatten in der Sicht der DDR einen gesellschaftli-

<sup>63)</sup> Günter Grass, *Kopfgeburten oder Die Deutschen sterben aus*, a. a. O., S. 8.

Schriftsteller anderer Länder, z. B. Frankreich, gilt. Viele westdeutsche Autoren vermögen deshalb die Bundesrepublik nicht als ihre politische Heimat zu begreifen, aber das „andere Deutschland“, die DDR, erscheint ihnen noch weniger attraktiv. Martin Walser beschrieb seine „Schwierigkeiten mit dem Vaterland“ mit folgenden Worten: „Diese Nation, als gespaltene, ist eine andauernde Quelle der Vertrauensvernichtung. Diese Nation widerspricht sich. Ich bin unfähig, nur weil ich in der BRD lebe, nur als Bewohner der BRD zu denken und zu empfinden. Aber noch weniger kann ich mir die DDR zu eigen machen. Ich kann keinen der beiden deutschen Staaten in mir oder überhaupt verteidigen. Jeder sozusagen natürliche Identifikationsprozeß (...) wird andauernd durch den anderen Teil der Nation gestört. Allmählich erfahre ich, daß nur noch eine Identifikation übrigbleibt: die mit dem Widerspruch zwischen den beiden deutschen Teilen.“<sup>64)</sup>

chen Auftrag zu erfüllen: Sie sollten auf ihre Weise, als Künstler, helfen, den Aufbau des Sozialismus voranzutreiben. Die Schriftsteller unterlagen in diesem Modell einer „Literaturgesellschaft“ (Johannes R. Becher) von Anfang an bewußter Lenkung und Kontrolle. Sie hatten sich den Direktiven der Partei unterzuordnen.

In den westlichen Besatzungszonen verlief die Entwicklung anders. Zwar traten hier einzelne Emigranten wie Klaus Mann oder Alfred Döblin als „Umerzieher“ auf, die die Deutschen nach 1945 auf den rechten demokratischen Weg führen wollten. Aber die Reintegration der Exilliteratur wurde mehr oder minder versäumt. Die Schriftsteller waren von den unterschiedlichen Konzepten der Besatzungsmächte abhängig. Es gab kulturpolitische Unterschiede zwischen den einzelnen Zonen, also eine größere Differenzierung. Der Wiederaufbau ging nach dem Willen der westlichen Besatzungsmächte sehr pluralistisch vonstatten.

<sup>64)</sup> Martin Walser, *Händedruck mit Gespenstern*, in: Jürgen Habermas (Hrsg.), *Stichworte zur „Geistigen Situation der Zeit“*, Bd. 1: Nation und Republik, Frankfurt 1979, S. 44.

Die „Schriftsteller suchten der territorialen Zersplitterung entgegenzuwirken. Sie schufen sich mit der „Gruppe 47“ ein Zentrum der Integration der Literatur. Den Autoren wurde in der Bundesrepublik nicht wie in der DDR eine bestimmte Parteilichkeit abverlangt. Ihnen stand in der neuen Demokratie wie allen Bürgern das Recht auf freie Meinungsäußerung zu; ihnen wurde allerdings weniger öffentliche Beachtung und Anteilnahme zuteil; die Politiker ließen nämlich in der Anfangsphase der Bundesrepublik das politische Engagement der Literaten links liegen.

Die Errichtung von zwei deutschen Staaten mit unterschiedlichen Gesellschaftssystemen trieb so auch die deutschen Literaten auseinander. In den fünfziger Jahren mehrten sich deshalb die Stimmen von Schriftstellern, in denen von einer gespaltenen Literatur in einem gespaltenen Land die Rede war. Dieses Bewußtsein verschärfte sich nach dem Mauerbau 1961. Denn nach der Errichtung des steinernen Symbols der Teilung sahen sich die beiden deutschen Staaten auf sich selbst zurückgeworfen; sie mußten sich auf die schwierige Suche nach einer neuen Identität begeben. Die Schriftsteller hatten gesamtdeutschen Träumen zu entsagen; sie akzeptierten *volens volens* die Bundesrepublik bzw. die DDR als „ihr Land“.

Während das 19. Jahrhundert und noch die erste Hälfte des 20. Jahrhunderts durch den Begriff der National-Literatur, durch den Streit um Kulturnation versus Staatsnation gekennzeichnet war, bestimmte nach 1960 eine Tendenz der Regionalisierung und der Provinzialisierung die literarische Szene. Die landschaftsgebundene Literatur, die Dialektdichtung gewannen an Bedeutung. Viele Autoren erschienen als Regionalisten, die jeweils einen bestimmten Mikrokosmos beschrieben: Günter Grass (Danzig) und Heinrich Böll (Rheinland), Siegfried Lenz (Ostpreußen) und Hermann Lenz (Schwaben), Walter Kempowski (Rostock) und Martin Walser (Bodensee), Hans Erich Nossack (Hamburg) und Horst Bienek (Oberschlesien). Diese Orte und Landschaften sind bei vielen Autoren Erinnerungsbilder eines durch den Nationalsozialismus geschändeten geistigen Deutschland<sup>65</sup>). An die Stelle

der „deutschen“ Literatur trat nach 1960 zunehmend die österreichische Literatur, die schweizerische Literatur, die Literatur der Bundesrepublik und die Literatur der DDR.

Die Reaktionen deutscher Schriftsteller auf den Einschnitt des Mauerbaus 1961 waren aber durchaus ambivalent. Die Zementierung der deutschen Teilung bewirkte nicht nur eine Zuwendung deutscher Autoren zu dem Staat, in dem sie lebten, bis hin zu einer partiellen Identifikation und zu einer Haltung kritischer Solidarität. Der Mauerbau evozierte auch eine regelrechte „Teilungsliteratur“, die an der Grenze, die die Deutschen in Ost und West trennt, nach der Idee des gemeinsamen Deutschland suchte. Deutsche Schriftsteller hielten in den sechziger Jahren den Gedanken an die deutsche Nation wach, während deutsche Politiker noch auf Alleinvertretungsanspruch hier, auf Abgrenzung da setzten. Die Deutschland- und Ostpolitik der sozial-liberalen Koalition machte einen neuen Anfang; sie fand zu Beginn der siebziger Jahre die Unterstützung der Schriftsteller, weil sie versprach, vom Gegeneinander zum Miteinander zu kommen.

Die hochfliegenden Erwartungen konnten in der politischen Praxis häufig nicht erfüllt werden. Ende der siebziger Jahre flammte die Diskussion über die deutsche Frage wieder auf. Die deutschen Schriftsteller machen sich seither mit Vehemenz zum Anwalt der deutschen Nation. Diese „Heimkehr ins Vaterland“ erscheint ihnen an der Zeit, weil äußere Triebmächte und innere Fliehkräfte den Zusammenhang der Nation mehr und mehr gefährden. Selbst die Standardsprache in den beiden deutschen Staaten beginnt sich ja bereits stellenweise auseinanderzuentwickeln. Viele heute lebende Autoren glauben deshalb, daß nur die Literatursprache noch den Gedanken an Deutschland, an die Einheit der deutschen Kultur und Sprache bewahrt. Sie knüpfen dabei an die deutsche Literatur des 19. Jahrhunderts an, die vielfältig thematisiert hat, daß nicht das „Vaterland“, sondern die „Muttersprache“ die eigentliche Heimat des Dichters sei. In dieser Tradition steht heute beispielsweise Horst Bienek: „O Deutschland, immer noch bleiche Mutter, / geborgen fühl ich mich nicht in deinem Schoß, / dabei wünscht ich, es wäre anders, / (...) Ich geb's zu: ich trau dir

<sup>65</sup>) Vgl. Wolfgang Frühwald, *Grenzgänger der Erinnerung*, in: Michael Krüger (Hrsg.), *Bienek lesen*, München/Wien 1980, S. 17–43.

nicht. / (Nur in deiner Sprache fühl ich mich zu Haus.) / (...) Deutschland, meine Mutter. Meine Sprache.<sup>66)</sup>

Die deutschen Schriftsteller vertreten heute vielfach die Auffassung, daß der Literatur eine besondere Verantwortung für den Zusammenhalt der Nation zufalle; die Literaturnation, die Kulturnation sei allein noch ein einigender Faktor in Deutschland. Dieses Nationsverständnis, das auf die Gemeinsamkeit der Sprache und der Kultur abhebt, hat positive und negative Aspekte. Der Begriff der Kulturnation kann insofern fruchtbar sein, als er wegführt von der obsoleten Konzeption des Bismarckschen Nationalstaats und das Bewußtsein dafür schärft, daß die Deutschen für die Zukunft besser neue Optionen entwickeln sollten, statt noch länger einer rückwärtsgewandten Utopie des 19. Jahrhunderts anzuhängen. Auf der Kontrastfolie des Begriffs der Kulturnation erscheint eine Politik auf der Grundlage des verbrauchten Nationenbegriffs des vorigen Jahrhunderts deutlich als Anachronismus, zumal sie die europäischen Nachbarn Deutschlands in Angst und Schrecken versetzen würde, wenn sie ernsthaft betrieben werden wollte und könnte.

Gleichwohl ist es eine Frage, ob die Einengung auf die Kulturnation, auf kulturelle Bande genügt. Nation ist, wenn es das Bewußtsein der Zusammengehörigkeit und den Willen zur Einheit gibt, immer auch ein politischer Begriff. Dem Verständnis der deutschen Nation als einer Kulturnation fehlt eine wichtige Dimension. Die Konzeption der Kulturnation läßt sich wohl nicht als kulturelle Initiative beschränken, sie führt zwangsläufig zu politischen Schlußfolgerungen<sup>67)</sup>. Es fragt sich überdies, wie es um die Idee der Kulturnation *realiter* bestellt ist. Zu einer deutschen Kulturnation gehören wesentlich gemeinsame Lesemöglichkeiten und Leseerfahrungen. Zwar findet ein wichtiger Teil der Literatur von Autoren aus der DDR ein Publikum in der Bundesrepublik. Dagegen sind den Bürgern der DDR zentrale literarische Werke von Autoren aus

der Bundesrepublik nicht zugänglich. Die von Günter Grass ventilerte Idee einer deutschen Nationalstiftung hat angesichts der intransigenten Abgrenzungspolitik der DDR keinerlei Aussicht auf Erfolg. Auch die Versuche eines Kulturaustauschs auf niedrigerer Ebene scheitern bislang regelmäßig. Über die Notwendigkeit, die Hypotheken deutscher Geschichte gemeinsam zu tragen, besteht zwischen der Bundesrepublik und der DDR ebenfalls keine Einigkeit.

Die Last politischer Unkultur, für die die Deutschen in der Vergangenheit verantwortlich waren, müßte ja bei dem Begriff der Kulturnation als problematische Kehrseite mitgedacht werden. Während die Bundesrepublik deutsche Schuld abzutragen sucht, leugnet die DDR jegliche Verantwortlichkeit und reklamiert für sich, wie die jüngste Debatte über Preußen zeigt, allein die fortschrittlichen Traditionen der deutschen Geschichte, obschon ihre politische Praxis freiheitlichen, demokratischen Prinzipien Tag für Tag Hohn spricht. (So hat die DDR in den vergangenen Jahren ihren eigenen Anspruch, daß in dem östlichen Deutschland mit der Machtübernahme der Arbeiterklasse der alte Gegensatz zwischen Geist und Macht überwunden worden sei, auf besonders drastische Weise Lügen gestraft, indem sie einen wesentlichen Teil ihrer Literatur außer Landes trieb.)

Hinter der Idee einer deutschen Kulturnation stehen also manche Fragezeichen. Aber die von den Schriftstellern favorisierte Vorstellung ist dennoch geeignet, den Deutschen eine realistische Möglichkeit zu eröffnen, sich als Nation zu definieren. Die deutschen Schriftsteller haben vergangenen Visionen von einer besonderen Sendung Deutschlands in der Welt eine entschiedene Absage erteilt. Mit ihrem aufgeklärten Patriotismus möchten sie allein daran erinnern, daß sich die deutsche Nation trotz staatlicher Teilung als beständiger erwiesen hat, als viele erwartet hatten. Der DDR-Schriftsteller Rainer Kirsch spricht stellvertretend für viele Autoren: „An der staatlichen Überdachung der deutschen Nation besteht bei der gegenwärtigen Welt-Machtverteilung kein Interesse, so daß auch wir sie nicht wollen können. Doch heißt das nicht, wir sollten oder dürften nationales Denken/Empfinden wegwerfen; als Staatsbürger bleiben

<sup>66)</sup> Horst Bienek, Baracke Deutschland, in: Jochen Jung (Hrsg.), Deutschland, Deutschland. 47 Schriftsteller aus der BRD und der DDR schreiben über ihr Land, Reinbek 1981, S. 15/18.

<sup>67)</sup> Vgl. zur aktuellen Diskussion: Andreas Roßmann, Die Einheit — eine (literarische) Fiktion?, in: Deutschland-Archiv, H. 6, 1981, S. 568f.

wir der Nation verpflichtet, um sie, schreibend oder sonstwie handelnd, für mögliche bessere Zeiten mit allem auszurüsten, was sie als Teil einer künftigen Weltgemeinschaft braucht.“<sup>68)</sup>

Bei aller Entzweiung haben die Deutschen noch genug Gemeinsamkeiten. Die neuerliche Virulenz der Debatte über Deutschland rührt nicht zuletzt von dem Verlust politischer Handlungsfreiheit unter dem Druck internationaler Spannungen her. Längst hat der Ost-West-Konflikt die Deutschen wieder eingeholt. Der Spielraum der Deutschland-Politik ist durch die Veränderung der politischen Rahmenbedingungen kleiner geworden. Die Turbulenzen der neuen Ost-West-Krisen drohen die beiden deutschen Staaten nach einer Phase des Neben- und Miteinanders wieder auseinanderzutreiben. Die deutschen Schrift-

steller verfolgen hüben wie drüben das Verhalten der politisch Mächtigen zunehmend besorgt. So richteten im April 1980 die Autoren Thomas Brasch, Sarah Kirsch, Peter Schneider und Günter Grass in gemeinsamer Friedenssorge ein „gesamtdeutsches Manifest“ an die Regierung der Bundesrepublik Deutschland<sup>69)</sup>. Der Appell der Schriftsteller an die Politiker hat ein berühmtes Vorbild. Anfang der fünfziger Jahre schrieb Bertolt Brecht: „Werden wir Krieg haben? Die Antwort: Wenn wir zum Krieg rüsten, werden wir Krieg haben. Werden Deutsche auf Deutsche schießen? Die Antwort: Wenn sie nicht miteinander sprechen, werden sie aufeinander schießen (...) Das große Carthago führte drei Kriege. Es war noch mächtig nach dem ersten, noch bewohnbar nach dem zweiten. Es war nicht mehr auffindbar nach dem dritten.“<sup>70)</sup>

<sup>68)</sup> Rainer Kirsch, Wertschätzung der Umfelder. Zum Begriff des Nationalen, in: Jung, a. a. O., S. 108.

<sup>69)</sup> Vgl. Süddeutsche Zeitung vom 19./20. April 1980, S. 6

<sup>70)</sup> Bertolt Brecht, Offener Brief an die deutschen Künstler und Schriftsteller, in: Klaus Wagenbach u. a. (Hrsg.), Vaterland, Muttersprache. Deutsche Schriftsteller und ihr Staat von 1945 bis heute, Berlin 1979, S. 108.

## **Karl Robert Mandelkow: West-östliche Goethe-Bilder. Zur Klassikrezeption im geteilten Deutschland**

Aus Politik und Zeitgeschichte, B 11/82, S. 3—16

Am Beispiel der drei Eckdaten der Goethedenkjahre 1932, 1949 und 1982 verfolgt der Beitrag den Wandel der Goethedeutung und Klassikauffassung im Spiegel der Konfrontation der marxistischen und der bürgerlichen Rezeption. Während die Berufung auf Goethe im März 1932 (100. Todestag) durch eine einseitig „rechte“ Perspektive bestimmt war, konkurrierten im Jahr 1949 (200. Geburtstag) zwei grundsätzlich unterschiedliche Goethe- und Klassikbilder miteinander. In beiden deutschen Staaten war die Feier Goethes mehr als ein nur literarisches Ereignis; sie erhielt eine eminent politische Funktion in der ideologischen Auseinandersetzung zwischen Ost und West. In der DDR wurden Goethe und die deutsche Klassik im Rahmen des marxistischen Erbeverständnisses zum kanonisierten Gipfel der bürgerlichen Literatur und Kultur. Zugleich wurde an diesem Kanon die gesamte Moderne gemessen und kritisiert. Dem ideologisch einseitig besetzten Goethebild in der DDR korrespondierte in der Bundesrepublik ein weithin unpolitischer, vornehmlich ästhetischer Umgang mit dem Dichter.

In beiden deutschen Staaten wurde am Ende der sechziger Jahre das etablierte Verständnis Goethes und der Klassik in Frage gestellt. Der Goethe- und Klassikkritik in der Bundesrepublik entspricht in der DDR der Abbau und die Revision eines „Klassikzentrismus“, der zur Aufwertung der bis dahin negierten Romantik und der Avantgarde des 20. Jahrhunderts führt.

In einem Ausblick wird die gegenwärtige Konstellation west-östlicher Goethe-Bilder beleuchtet. Der Forderung nach einer neuen, von allen politischen und ideologischen Inanspruchnahmen befreiten „Unmittelbarkeit“ im Umgang mit Goethe setzt der Verfasser die These entgegen, daß jeder neue Zugang zu den sogenannten Klassikern die rezeptive Vorgeschichte unserer bisherigen Erfahrungen mit ihnen zu bedenken hat. Auch der Umgang mit einem in Ost und West gespaltenen Goethe-Bild ist Teil unserer gesamtgesellschaftlichen Erfahrung einer unversöhnten und konfliktbehafteten Gegenwart.

## **Helmut L. Müller: Vaterland versus Muttersprache. Deutsche Schriftsteller und deutsche Nation**

Aus Politik und Zeitgeschichte; B 11/82, S. 17—37

Die deutsche Frage steht wieder im Mittelpunkt der publizistischen Auseinandersetzung. In der neuen Debatte über Deutschland liefern die Schriftsteller wichtige Stichworte. Die Literaten sehen in der Idee der „Kulturnation“ zunehmend die letzte Klammer für die Deutschen in Ost und West. Diese Vorstellung akzentuiert heute das Nationsverständnis der meisten Autoren: das „Vaterland“, d. h. die politische Nation, spielt für sie nicht länger die bewußtseinsprägende Rolle; die „Muttersprache“, d. h. die Kultur- und Sprachnation, ist an seine Stelle getreten. Der Begriff der „Kulturnation“ bezeichnete die Utopie der Literaten im 19. Jahrhundert, eine deutsche Nation voluntaristisch durch Kultur und Sprache zu begründen, weil sie als politische Größe nicht existent war. Der Kampf um die Kultur- und Sprachnation, die sich von der Staatsnation zu trennen begann, bestimmte die deutsche Literatur im 19. Jahrhundert und noch in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts.

In den ersten Jahren nach dem Zweiten Weltkrieg stand ein neues demokratisches, einheitliches Deutschland bei den Schriftstellern im Mittelpunkt politischer Wünsche. Die deutschen Autoren hegten die Hoffnung, daß die bindende Kraft der Kultur das Auseinanderfallen des Landes unmöglich machen werde. Aber die deutschen Schriftsteller wandten sich vergeblich gegen die deutsche Spaltung.

In den fünfziger Jahren appellierten die Schriftsteller zwar weiter an die Deutschen, sich auf ihr geteiltes Los zu besinnen und die Trennung zu überwinden. Aber die Literaten erkannten bald, daß mit der politischen Teilung auch in der Literatur eine Dualität an die Stelle der Einheit getreten war. Dieses Bewußtsein von einer gespaltenen Literatur in einem gespaltenen Land verschärfte sich nach dem Mauerbau 1961. Nicht mehr der Begriff der National-Literatur, sondern eine Tendenz der Regionalisierung bestimmte nach 1960 die deutschsprachige Literatur. Der Mauerbau evokierte aber auch eine spezifische „Teilungsliteratur“, die im Grunde gegen die Trennung ansah.

Die neue Deutschland- und Ostpolitik der sozial-liberalen Koalition fand ab 1969 vor allem wegen ihres moralischen Anspruchs den Beifall der deutschen Schriftsteller. Gleichwohl flammte Ende der siebziger Jahre die Diskussion über Deutschland erneut auf. In der deutschen Literatur zeichnete sich eine Konvergenzbewegung ab. Viele Schriftsteller neigen heute zu der Auffassung, daß der Literatur eine besondere Verantwortung für den Zusammenhalt der Nation zufällt. Hinter ihrer Idee einer „Kulturnation“ stehen zwar mancherlei Fragezeichen. Aber der Begriff erscheint insofern fruchtbar, als er wegführt von der obsoleten Konzeption des Bismarckschen Nationalstaats.